

# Willi Schlegel aus Dürmentingen – Ein erfülltes Leben

Von Klaus Jonski, Mittelbiberach

Vor zwei Jahren bat mich der Leiter des Kreiskultur- und Archivamtes, Dr. Kurt Diemer, mich mit Willi Schlegel in Riedlingen in Verbindung zu setzen, um ihn über den Bau der Eisenbahn von Buchau nach Dürmentingen und die Einführung des Stromes in Dürmentingen zu befragen. Als Kontaktperson empfahl er mir den an heimatbezogenen Themen ebenfalls interessierten Dürmentinger Bürgermeister Wolfgang Wörner, einen Freund Willi Schlegels. Die Begegnung mit Herrn Schlegel wurde für mich zum großen Erlebnis, denn vieles, was ich von ihm erfragen wollte, hatte er bereits sehr umfassend für sich selbst auf Tonbändern festgehalten, die er mir freundlicherweise zur Verfügung stellte.

Sehr viel über Willi Schlegels Familie und dem Leben der Menschen um die Jahrhundertwende erfuhr ich, als ich zunächst das Tonband abhörte, das Willi Schlegels Mutter, Maria Schlegel, geborene Marquart, am 2. Dezember 1974 anlässlich ihres 95. Geburtstages für ihre Kinder besprochen hatte.

## Maria Schlegel erinnert sich

„Die Vorfahren der Familie Marquart wurden in Grundsheim geboren. Mein Großvater hatte 16 Kinder, mit denen er nach Ahlen, Kreis Biberach, zog. Dort hatte er zunächst ein Haus gemietet und dann eine Landwirtschaft mit Gebäuden neu aufgebaut. Auch mein Geburtshaus, das kleine Gasthaus zur Sonne, welches an der Hauptstraße nach Biberach liegt, ist von ihm erbaut worden. Die Marquarts waren, soweit die Überlieferung reicht, immer Zimmerleute und Brunnenbauer. Diese Berufe hatten auch mein Großvater, mein Vater, Gustav Marquart sowie seine Brüder. Damit konnten sie sich die neue Existenz in Ahlen aufbauen. Im ganzen kann gesagt werden, daß die Marquarts als äußerst fleißige und tüchtige Zimmerleute bekannt waren.“

## Die Eltern

„Meine Eltern heirateten also im Jahre 1877 auf dem Gasthaus zur Sonne in Ahlen. Sie waren nur 2 Jahre dort. Meinem Vater war das Anwesen zu

*Familie Gustav Marquart vor 1900. Maria Marquart, verh. Schlegel, 3. von links.*





*Maria Schlegels Großeltern: Josef Marquart, geb. 1815, der Großvater der Maria Schlegel, geb. Marquart, geb. 1879, und Magdalene Marquart, geb. Biedermann, geb. 1824, Maria Schlegels Großmutter.*

*Maria Schlegels Eltern. Gustav Marquart, geb. 1850, und Maria Marquart, geb. Hepp, geb. 1855. Gustav Marquart tauschte sein Anwesen in Aderzhofen gegen die Dieboldsche Mühle mit Sägewerk in Dürmentingen.*



klein und sobald er wieder etwas Geld und Kredit beisammen hatte, zog es ihn weiter. So kaufte er das freigewordene Gasthaus Rößle in Aderzhofen am Bussen.

Das Anwesen kam aus dem Konkurs und war entsprechend heruntergewirtschaftet. Aber das hat meinen Vater gerade gereizt, denn dadurch bekam er es entsprechend billiger und konnte es ja selbst wieder herrichten. Er hat die Gebäude in Aderzhofen in zwei Stufen abgebrochen und wieder neu aufgebaut. Nebenher mußte meine Mutter Haus und Hof versorgen und hatte den Gasthof zu bewirten. Daneben stand noch die Landwirtschaft mit ihrer Arbeit da. Mein Vater erweiterte sie bis auf 45 Morgen Äcker und Wiesen, von denen er viele durch Drainage verbesserte und im Ertrag anhob. Daneben betrieb er sein Zimmergeschäft. Er bohrte Deichel, setzte sie in die tiefsten Brunnen ein, die er vorher ausgehoben hatte. Wie oft hatte meine Mutter Sorge, es könne beim Brunnenbau etwas passieren. Gott sei Dank war mein Vater so vorsichtig, daß es immer ohne größeren Unfall abging. Zur landwirtschaftlichen Arbeit hatten wir einen Knecht und eine Magd.“

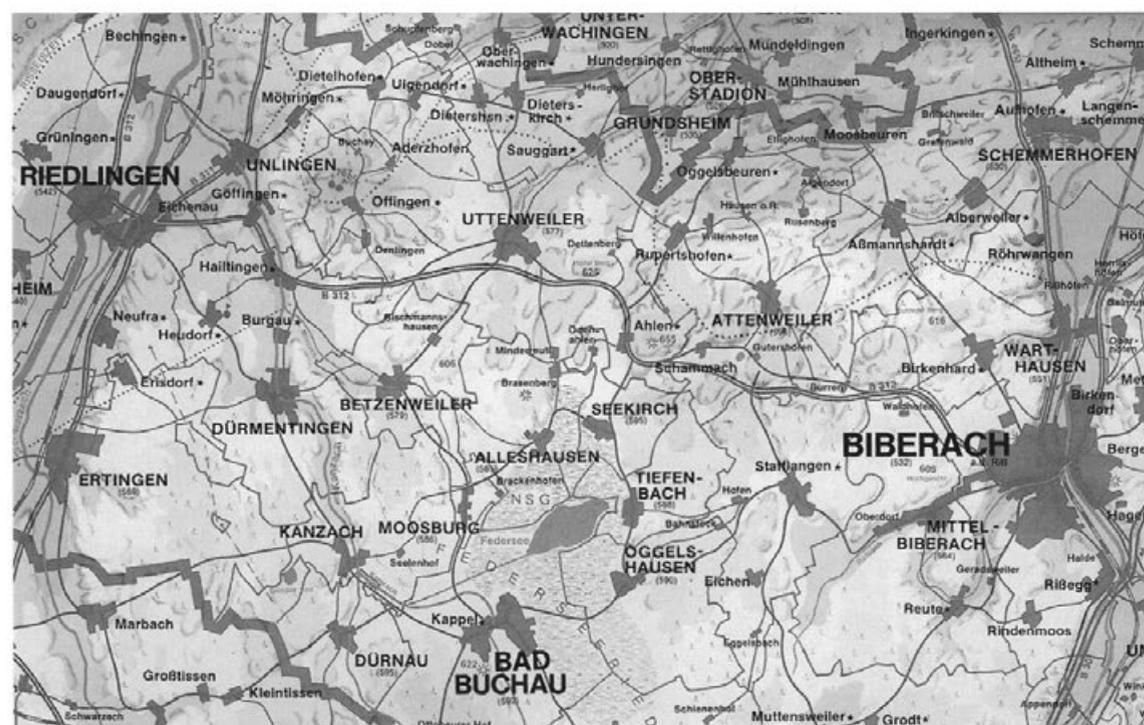
## Kindheit und Jugend

„Von Aderzhofen aus marschierten wir – das waren ich und ein oder zwei meiner Schwestern – sehr oft zu meinen Großeltern nach Ahlen, meist um ihnen aus unserem großen Obstgarten Äpfel und Birnen zu bringen. Als ich kürzlich am Anwe-

sen, das mein Großvater seinerzeit gebaut hatte, vorbeifuhr, konnte ich mich erinnern, daß wir dort immer sehr liebevoll aufgenommen wurden. Ich kam mit 7 Jahren zur Schule, zu der ich täglich eine dreiviertel Stunde lang nach Offingen marschieren mußte. Gleich, ob Sonne, Regen oder Schnee, am Sonntag ging es fast eine Stunde auf die Bussenkirche.

Bei gutem Wetter war unser Schulweg eine schöne Abwechslung. Aber für Regen und Schnee gab es noch keine Pullover und keine Mäntel. Mindestens hat man uns keine kaufen können. So kamen wir eben manchmal durch und durch naß zur Schule und wieder nach Hause. Schon sehr bald mußte ich meinen mit Arbeit überlasteten Eltern helfen, sei es im Haus, sei es in der Landwirtschaft oder in der Zimmerwerkstatt. Als ich im Frühjahr 1893 aus der Schule kam, hat mein Vater noch bis Martini die Magd behalten, dann aber keine mehr eingestellt. Ich mußte deren Stelle vertreten. Täglich warteten 5 Kühe, die natürlich von Hand gemolken, gefuttern und versorgt werden mußten. Samstags und montags mußte ich vor dem Melken die Wirtschaft putzen, ebenso, wie es die Magd auch getan hatte. Das war für mich sehr schwer. Man könnte meinen, bei so viel Belastung wäre ich ein griesgrämiges Mädchen geworden. Oh nein, keineswegs! Ich war lebensfroh, habe gerne gelacht und war im Kreise meiner Altersgenossen immer gerne gesehen. Nur zu gerne wäre ich von daheim fortgegangen, um mir die Welt etwas anzusehen, aber der strenge Vater ließ das auf keinen Fall zu

*Die Heimat Willi Schlegels: das Land um den Bussen.*



und ich habe auch eingesehen, daß man mich zu Hause nicht entbehren konnte.

Mit meinem Vater hatte ich einen Kummer gemeinsam. Er hätte es gerne gewollt und ich hätte es gerne auch gewollt, daß ich ein Bub geworden wäre, denn ihm fehlte der Lehrling und ich hatte viel Interesse an den männlichen und handwerklichen Arbeiten. Ich glaube, mein Vater war bei aller Freude auf jedes Kind, das ihm geschenkt wurde, bei jedem auch etwas enttäuscht, denn das erste Kind war ein Mädchen, das zweite war ein Mädchen, das dritte war ein Mädchen und so ging's fort, bis 7 Mädchen beisammen waren. Zwei sind gestorben und fünf sind geblieben. Von diesen war ich die Älteste, der natürlich auch am meisten aufgeladen wurde. Am schwersten war es für mich, daß sowohl der Vater als auch die Mutter mich für sich beanspruchen wollten. Oft holte mich der Vater weg aus der Küche und duldeten nicht, daß ich dort zuerst meine Arbeit fertig machen wollte. Seine starke Hand war auch so gefürchtet, daß man am besten den Mund gehalten hat, und bei meiner Mutter habe ich gegen den Vater sowieso nie eine Hilfe gehabt. So hart diese Strenge für mich gewesen sein mag, es war doch eine gute Vorbereitung für die spätere Lebensaufgabe, die ich sonst kaum hätte meistern können."

### Von Aderzhofen nach Dürmentingen

„Der schon erwähnte Neubau der Wirtschaft zum ‚Rößle‘ in Aderzhofen wurde von meinem Va-

ter von 1891 bis 1892 durchgeführt. Wir hatten also vollständig neue Gebäude, eine gute Landwirtschaft und auch eine gut gehende Gaststätte, aber wie die meisten Zimmerleute hatte auch mein Vater keine Ruhe, bis er eine Säge hatte, d. h., bis er sein Holz selber sägen konnte. Die Zimmerleute meinen ja bekanntlich immer, daß ihnen die Säger den größten Profit wegnehmen würden. Eines Tages hörte mein Vater, daß die Dieboldsche Mühle mit Sägewerk in Dürmentingen in Konkurs ausgeschrieben sei. Ein Vermittler – heute sagt man Makler – vermittelte einen Tausch unseres gesamten neuen Anwesens in Aderzhofen gegen eine ganz verfallene und heruntergewirtschaftete Mühle und Säge in Dürmentingen. Von den 80 Morgen Landwirtschaft, die ursprünglich bei der Mühle gewesen waren, waren nur noch ganze 11 Morgen da. Das, was nicht niet- und nagelfest gewesen war, wurde im Konkurs getrennt versteigert. Es war keine Schaufel, es war kein Besen, es war kein Eimer mehr da, und vor allem hätte man letztere notwendig gebraucht, um sie an die vielen Stellen zu setzen, wo der Regen durch die Dächer kam. Aber was man in einem Geschäft am notwendigsten braucht, fehlte eben auch. Und das war die Kundschaft. Meine Mutter mußte Hausbesuche machen, hausieren, um wieder Kunden zu finden. Anhaltspunkte über die frühere Kundschaft konnte uns der Stiefbruder des früheren Besitzers, der Reiser Hanne, geben. Nachdem die Mühle wieder einigermaßen betriebsbereit war, malte unser Hanne wieder weiter. Meine Mutter nahm sich um die Kund-

Heiratsvorbereitungen: Maria Schlegel nimmt an einem Bügelkurs im Löwen teil; 1. von links Maria Schlegel.





Willi Schlegels Eltern. Max Schlegel, Müller, geb. am 24. September 1872. Maria Schlegel, geb. Marquart, geb. am 2. Dezember 1879. Heirat in Dürmentingen am 8. Mai 1900.

schaft an und machte die schriftlichen Arbeiten. Dem Vater Marquart war die Mühle nur ein Anhängsel. Ihm war die Säge das Wichtigste.

Auch wenn vorläufig nur ein Hochgang zur Verfügung stand, gar bald kaufte er einen gebrauchten Vollgatter und baute diesen ein. Mein Vater kaufte Holz, zersägte es zu Brettern und Bauholz und kümmerte sich um den Absatz. Die Konkurrenz war groß und die Verkaufspreise entsprechend schlecht. Meine Mutter hatte die beiden Säger, den Knecht, den Müller, eben alles, was außer den Tagelöhnern ständig bei uns beschäftigt war, in Kost und Wohnung. Der Wochenlohn für einen Säger und Müller betrug 8 bis 10 Mark, ein Knecht hatte damals etwa 200 Mark jährlich. Eine Magd hatte 120 Mark im Jahr, aber die mußte ich ersetzen und bekam natürlich nichts. Meine drei Schwestern Senze, Christine und Bernhardine gingen noch zur Schule. Die vierte, Berta, war bei unserem Ortswechsel nach Dürmentingen erst ein Jahr alt. Während ich in Aderzhofen neben der Hausarbeit oft bei den Zimmerleuten helfen mußte, wenn

diese in der Werkstatt arbeiteten, so mußte ich jetzt viel in der Mühle aushelfen. Auch diese Arbeit gefiel mir sehr gut, so daß ich oft geseufzt habe: „Ach, wär' ich doch ein Bub geworden!“

Die Säge wurde durch ein Wasserrad angetrieben, und die Mühle hatte für vier Mahlgänge je ein Wasserrad. Insgesamt waren es also fünf Wasserräder. Als wir in Dürmentingen aufzogen, war es November 1895. Nach kurzer Zeit hatte mein Vater zwei Wasserräder abgeschafft und die restlichen Wasserräder zusammengekoppelt. Schon im ersten Winter zeigte sich, daß unsere Kanzach nicht eisfrei zu halten war, wodurch die Wasserräder sehr früh viel Eis ansetzten und sich nicht mehr drehten. Durch gute Zusammenarbeit, Fleiß und Geschicklichkeit hatten meine Eltern bis zur Jahrhundertwende das Geschäft wieder auf eine gute Grundlage gestellt. Es war wieder Stammkundschaft da und es ging immer besser voran.“

### Im heiratsfähigen Alter

„Sehr bald kam ein liebenswerter und ehrenwerter Freier in die Mühle und hielt um meine Hand an. Es war Max Schlegel, der Sohn des Nelesbauern Cornel Schlegel von hier. Wir hatten uns beim Theaterspielen kennen- und liebgelernt. Unter den heiratsfähigen Mädchen im Dorf gab dies eine kleine Aufregung. Man war neidisch auf die Zugeiste, wie man heute sagen würde, die Reingeschmeckte, und wollte an mir alle Fehler suchen. Aber da war nicht viel zu entdecken, eben nur das, daß ich nicht von Dürmentingen war. Meinen Eltern jedenfalls – und das war für mich die Hauptsache – gefiel mein erster Liebhaber. Sie hatten nichts gegen unsere Verbindung und wie üblich, luden sie meinen Max zu Besuch ein. Mein Vater redete schon von der Heirat, obwohl wir beide gar nicht so pressierten. Ich wäre lieber noch ein paar Jahre in die Fremde gegangen. Ich glaubte auch, darauf einen kleinen Anspruch zu haben. Diese Fremde bestand aber darin, daß mich meine Eltern in eine Haushaltsschule mit sehr strengem Internat schickten. Mein Bräutigam Max arbeitete sich in dieser Zeit hier in der Säge und in der Mühle ein. Für einige Zeit ging er noch zu einem Freund seiner Eltern, welche auf der Alb eine Mühle hatten. Mein Vater plante unterdessen schon wieder weiter. Deshalb wollte er das Geschäft an uns möglichst schnell käuflich übergeben und in Riedlingen ein Sägewerk direkt am Bahnhof bauen. Das war damals ja sehr schwierig, wenn man alles verkaufte Holz – also die Schnittware – mit dem Fuhrwerk zum Einladen an den Bahnhof nach Riedlingen fahren mußte, was der Kunde oft zu Drangsalen gegen den Holzlieferanten ausnutzte.“

### Geschäftsübergabe an die Tochter

„Mein Vater war jetzt 50 Jahre alt und wollte nochmals von vorne anfangen. Auf den 1. April 1900 kam ich heim von Sigmaringen vom Klösterle, der heute noch bestehenden Haushaltungsschule. Wenige Wochen darauf, am 8. Mai 1900,



*Willi Schlegels Geburtshaus um 1910/11 in Dürmentingen; Mühle, Sägewerk und Landwirtschaft.*

feierten wir unsere Hochzeit. Wir waren lustig und fröhlich, denn wir ahnten noch nichts von den Sorgen, die auf uns zukommen sollten. Das Wetter war genauso wie die Zukunft, die auf uns wartete: Es regnete und stürmte und war sehr unfreundlich. Mein Vater zog schon am Hochzeitsabend mit seiner Familie in eine kleine Wohnung nach Riedlingen, fest entschlossen, am Bahnhof in Riedlingen ein Sägewerk zu errichten. Die Sorgen, die mit unserem Betrieb zusammenhingen, ließ er uns zurück und so standen wir am nächsten Morgen alleine da mit unseren nicht gerade kleinen Problemen. Jeden Tag standen die Sorgen mit uns auf, und jeden Tag hatte ich schon acht Personen am Tisch. Ich war ja noch so jung und unerfahren mit meinen etwas über 20 Jahren. Zum Glück waren die meisten Dienstboten und Arbeiter meiner Eltern bei uns geblieben. Dadurch konnte sich mein Mann auch gut einarbeiten, was er mit viel Mühe und großem Fleiß getan hat. Wo mein Vater mit der Ausbesserung und Verbesserung des Geschäftes aufgehört hatte, mußten wir weitermachen. Das schlimmste waren natürlich die Zahlungen. Das Geld ging schlecht ein. Wir mußten Holz kaufen und auf Martini kam der Tag, wo man das Holz bezahlen mußte, was man vorher mit zwei Bürgen kaufen konnte. Für meinen Mann war dies alles neu. Er kam ja von einem Bauernhof, und dort ist der Tagesablauf als auch der Jahresablauf ganz anders als in einem Geschäftsbetrieb. Zurückblickend muß ich mich heute noch wundern, wie schnell er sich in seine neue Aufgabe eingearbeitet hat.“

### **Ein Bauvorhaben mißlingt**

„Die wirtschaftlichen oder finanziellen Sorgen waren ja nicht die einzigen. So hatte anno 1906 unser Bach einen großen Quadratstein aus dem Flußbett bei der Säge herausgerissen. Das Wasser floß an unserem Geschäft, an unseren Wasserrädern und an der Turbine vorbei, direkt in den Unterlauf und wir standen vor der Frage, wie es jetzt wohl weiterginge. Die Wasserkraft der Kanzach war damals noch wesentlich stärker als heute, denn der Federsee ist inzwischen als Wasserspeicher viel kleiner geworden. Das Bachbett wurde repariert und wir beschlossen, uns weitere Turbinen einzubauen. Um diese Turbinen gleichmäßig mit Wasser zu versorgen, mußte hier ein großer Wasserkasten vorgeschaltet werden. Man brauchte dafür den ganzen Sommer, aber oh weh! Als der große teure Kasten aus Beton fertig war, und als man dann das Wasser hereinließ, hatte er nicht genügend Festigkeit und der ganze Koloß stürzte zusammen. Das war für uns so ein großer und furchtbarer Rückschlag, daß wir meinten, unsere ganze Existenz wäre nun erledigt. Wir waren wie gelähmt und ich schäme mich nicht zu sagen, daß uns die Tränen kamen, als wir dieses große Unglück sahen. Die Schuld lag eindeutig beim Architekten, der zu sparsam mit Eisen umgegangen war und zu wenig in seine Pläne eingezeichnet hatte. Jetzt wollte niemand die Schuld tragen.“

Es dauerte über sechs Wochen, daß der ganze Fallenstock und der ganze Wasserkasten auf der



Um 1917: Anwesen Max Schlegel mit erweiterter Mühle.

Wiese lagen. Man einigte sich auf einen zweiten Versuch und verbaute einen ganzen Waggon Eisen in den Betonmauern, aber der große Schaden blieb an uns hängen. In die Mühle kam eine Spiralturbine, in die Säge eine Schachtturbine. Beide waren von Escher und Wyss, Ravensburg. Das Geschäft lief nach der Fertigstellung des Wasserkastens wieder seinen gewohnten Gang und mein Mann überlegte, wie er seine immer größer werdende Familie sicher ernähren könnte.“

### Bau eines Elektrizitätswerks

„Mein Mann kam auf den Gedanken, im Jahre 1910 auf 1911 ein Elektrizitätswerk zur Versorgung der Gemeinde Dürmentingen mit elektrischem Strom zu bauen, aber er hatte nicht mit der Trägheit der Bevölkerung gegenüber allem Neuen gerechnet. In keiner Ortschaft unserer näheren Umgebung hatte es bis dahin Elektrizität gegeben. Zuerst hatten wir nur einen, dann zwei, dann drei und lange Zeit nur 15 Abnehmer, bis 1914 der Krieg ausbrach und das Erdöl sehr knapp wurde. Jetzt war plötzlich jeder froh, wenn er elektrischen Strom bekam. Nun reichte aber unsere kleine Wasserkraft nicht mehr aus. Mein Mann kaufte ein gebrauchtes Lokomobil und baute ein Maschinenhaus. Als auch dies nicht mehr ausreichte, wurde noch eine Dieselmachine angeschafft und später ein noch größeres Dampflokomobil eingesetzt. Dies alles war verbunden mit großen Sorgen und Aufregungen. 1921 kam in das Schloß Heudorf eine Erziehungsanstalt für geistig behinderte Kinder. Un-

Das „Baubureau“ der Maschinenfabrik Esslingen, das Technische Bureau Ravensburg, installiert 1911 den elektrischen Strom in Winterstettenstadt.

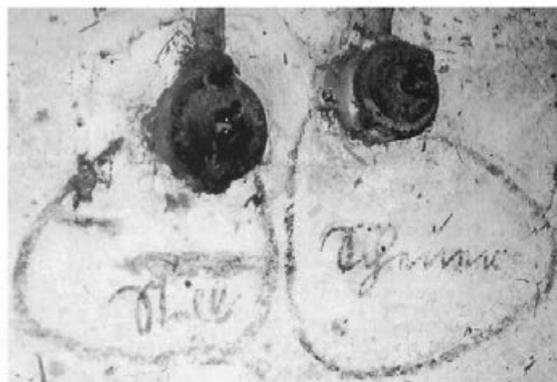


ser großer Konkurrent, die Oberschwäbischen Elektrizitätswerke in Biberach, sahen keine Möglichkeit, Heudorf anzuschließen. So kam man schließlich zu uns und wir schlossen in den Jahren 1921/22 nicht nur die Anstalt in Heudorf, sondern auch die Ortschaft um den Ort Burgau an unser Werk an. Aber jetzt brauchten wir noch viel mehr Kraft. Vor allem machten uns die vielen kleinen Dreschmaschinen, die jeder Bauer für sich gekauft hatte, sehr viele Sorgen. Besonders bei Regenwetter, wenn sie auf dem Acker nicht mehr arbeiten konnten, wurden die Dreschmaschinen in Betrieb genommen. Da blieb oft nichts anderes übrig, als das ganze Netz abzuschalten.“

### Vergrößerung der Landwirtschaft

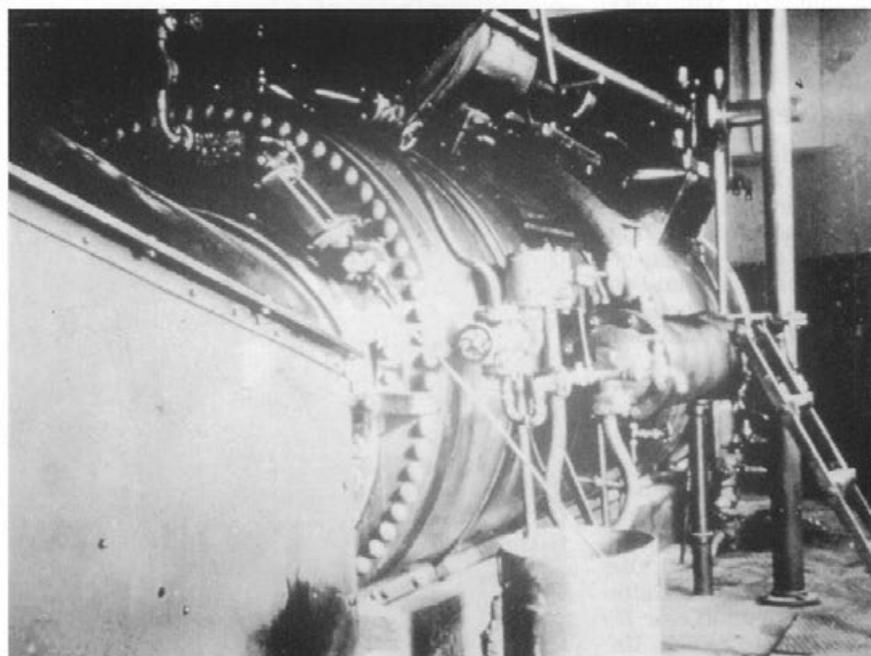
„Wo es Gelegenheit gab, kaufte mein Mann Äcker oder Wiesen dazu, wenn sie günstig zu unserem Anwesen lagen. Durch den in den Jahren 1915 bis 1917 erfolgten Bahnbau und durch den Tod des Inhabers der hiesigen Brauerei Menz wurde dessen Anwesen, das bereits beim Bau der Gleise Flächen eingebüßt hatte, verkauft. Ein verhältnismäßig günstig liegendes Ackerland, die Halde, konnten wir 1916 erwerben und durch Zukauf angrenzender Wiesen konnte dieses Stück noch vergrößert werden.“

1917 wurde die Mühle neu aufgebaut und modernisiert und 1920 wurde durch den Bau eines ganz modernen Schweinehauses unsere Schweinezucht auf eine neue Grundlage gestellt und wesentlich erweitert. Ich möchte die vielen Saukübel, wie man die Eimer mit Schweinefutter abfällig nennt, die ich in dieses Schweinehaus getragen habe, nicht zählen, und wenn ich von jedem Ferkel, dem ich zum Leben verholfen habe, heute noch 5 Mark

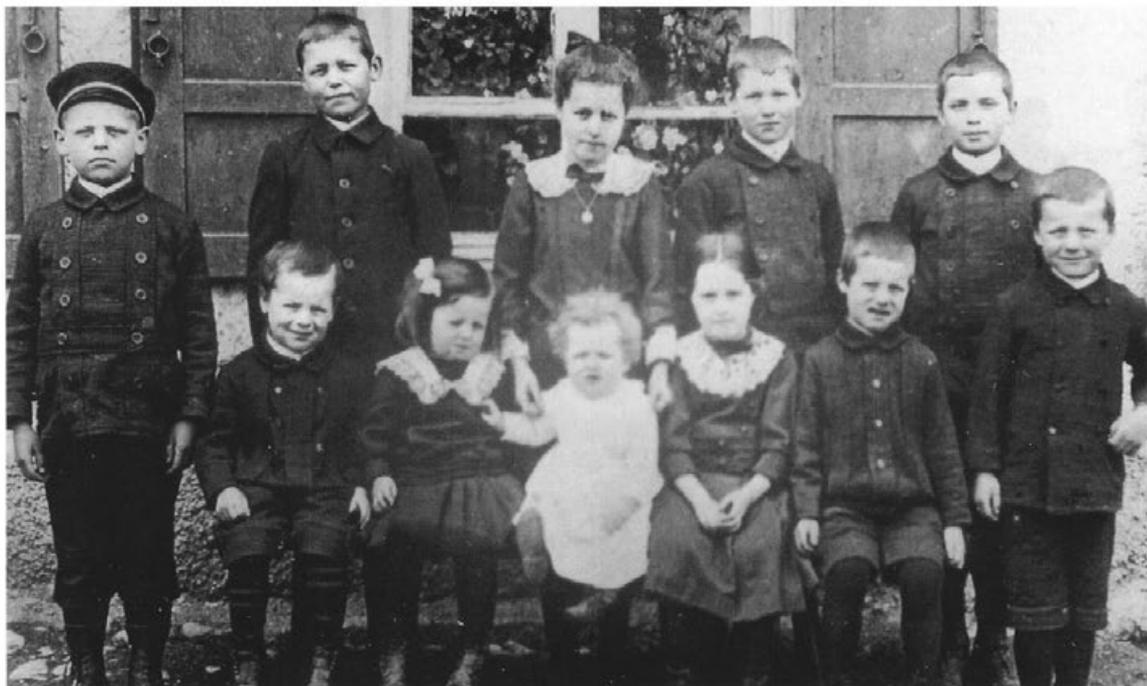


*Stromschalter mit originaler Beschriftung „Stall, Scheune“ aus den Anfängen der Elektrifizierung, aufgenommen 1993 in Mittelbiberach.*

bekäme, dann gäbe es ein ganz nettes Vermögen zusammen. Jetzt hatten wir glücklich fünf Geschäftszweige: die Säge, die Mühle, das Elektrizitätswerk, die Landwirtschaft und als fünftes noch die Schweinezucht. Diese Aufzählung zeigt, glaube ich, am deutlichsten, wie überzeitig es bei uns doch oft zuzuging, aber es brachte auch Sicherheit in unser Geschäft. Das sollte sich sehr bald zeigen, als die große Wirtschaftskrise, welche zuerst die Sägewerke erfaßte, über unser Land kam. Landauf, landab verloren Sägewerker, die man für wohlhabend gehalten hatte, ihr Geschäft. Allein an der Kanzach verloren die Säger ober- und unterhalb unseres Betriebes ihre Existenz. Wir sind dank der Vielseitigkeit unseres Geschäftes, wenn wir uns auch mit unseren Kindern sehr einschränken mußten, gut über diese Zeit weggekommen.“



*1933: Max Schlegel erwirbt in Urach eine gebrauchte Dampfmaschine, die ihm sein Sohn Willi im Kesselhaus seines Betriebes in Dürmentingen montiert. Für den Abbau der Maschine in einer Kistenfabrik in Urach benötigte er 14 Tage und für den Aufbau in Dürmentingen vier Wochen.*



Willi Schlegel mit seinen Geschwistern 1915; auf der Bank ganz links Willi Schlegel. Aufnahme eines Wanderfotografen.

König Wilhelm II., Taufpate von Willi Schlegel.



Hochzeit 1942: Willi Schlegel und Frau Maria, geb. Pfaff, mit Willis Schwester Mina und Marias Bruder Josef als Trauzeugen.





Willi Schlegel (x) 1918 in Dürmentingen; rechts im Bild: Lehrer Hanold, der den Beinamen „Schlangenfänger“ hatte, weil er so hager und groß war.

## Willi Schlegel

Von den insgesamt 15 Kindern der Eheleute Max und Maria Schlegel geb. Marquart war Willi das neunte. In ihrem Bericht anlässlich ihres 95. Geburtstages sagte seine Mutter: „Schon anfangs 1910 kam wieder ein Bub, und weil er der siebte war, übernahm König Wilhelm II. von Württemberg die Patenschaft und der Junge wurde Wilhelm getauft.“ Was Wilhelm, Willi genannt, aus seinem Leben machte, gibt der Lebenslauf wieder, den er am 18. März 1995 in Riedlingen verfaßte und mir 1997 überreichte: „Geboren am 18. März 1910 in Dürmentingen in einer Großfamilie mit 15 Kindern. Als 7. Sohn erhielt er von seinem Taufpaten König Wilhelm II. 20 Reichsmark in Gold.“

Vater Max Schlegel und Maria geb. Marquart hatten eine Mühle, Sägewerk und Landwirtschaft. 1910 kam ein Elektrizitätswerk dazu.

Schon in jungen Jahren war Willi Schlegel der Technik zugewandt. In der Schule gab es deshalb nicht immer das beste Zeugnis. Schon ab dem 10. Lebensjahr hatte er an jeder Fasnet etwas technisch Attraktives gebaut.

Im Frühjahr 1925 kam Willi Schlegel als Mechanikerlehrling bei der Firma Max Paul in Dürmentingen in die Lehre. Der Lohn eines Lehrlings betrug damals pro Woche 6 RM im 1. Lehrjahr, 8 RM im 2. und 12 RM im 3. Jahr.

Von 1928 bis 1929 besuchte er mit seinem selbst ersparten Geld die in Düsseldorf damals einzige Berufsschule dieser Art im Reichsgebiet. Ab 1929 war

Willi Schlegel an verschiedenen Stellen tätig. Zeitweise arbeitslos und auf Wanderschaft. Von 1933 bis 1936 arbeitete er bei der Firma Autohaus Schlegel in Dürmentingen. In dieser Zeit hat er sich durch mehrere Kursbesuche auf das Fabrikat Opel spezialisiert.

Ab 1936 war er bei der Firma Sommer in Ravensburg als Geselle und 1937 bis 1939 in Friedrichshafen als Meister tätig.

Von 1940 an war Willi Schlegel Soldat, zuerst in Ausbildung und dann in einer Kraftfahrerausbildungskompanie als Unteroffizier und Fahrlehrer. Ab Januar 1942 bis Kriegsende war er in Rußland bei einer Divisions-Werkstattkompanie als Heereswerkmeister und Kfz-Sachverständiger. Der Krieg ging für ihn in Hamburg zu Ende. Da eine Rückkehr in die französische Besatzungszone nicht möglich war, arbeitete Willi Schlegel 2 Monate in einer Kranfabrik in Hamburg. Ab August 1945 war er bei der Firma Autohaus Schlegel. 1948 gründete er seine Fahrschule. In der Zeit bis 1975 hat er 10080 Fahrschüler ausgebildet. 18 Jahre lang war Willi Schlegel Vorsitzender der Fahrlehrer-Bezirksgruppe Süd und 16 Jahre lang Mitglied des Fahrlehrerprüfungsausschusses Südwürttemberg.

Seit 1975 hat Willi Schlegel zusammen mit seinem Sohn Martin einen Betrieb zur Herstellung von kraftfahrzeugtechnischen Lehrmitteln. In der Hauptsache handelt es sich um Druckluftbremsanlagen, Antiblockiersysteme und elektrische Anlagen. Diese Modelle dienen der Ausbildung von Fahrschülern, Kfz-Werkstattpersonal und Schu-

lungsfachleuten. Diese Lehrmodelle sind größtenteils patentamtlich geschützt und gehen an die Hersteller von Pkw, Omnibussen und Nutzfahrzeugen sowie an Berufsfachschulen.

Willi Schlegel heiratete im Jahre 1942 Maria Pfaff aus Unlingen. Aus der Ehe gingen 4 Söhne hervor und inzwischen hat er 12 Enkelkinder.

Eines seiner Hobbys ist radfahren. Daraus entstand auch seine Idee, verrückte Fahrräder zu bauen. Außerdem denkt er sich für jede Fasnet etwas Besonderes aus. Dieses Jahr war es eine Altweibermühle; des weiteren ein tanzendes Fahrrad, eine Drehorgel, Masken, Juxpatente und viele andere Dinge, die den Menschen Freude machen.

Trotz der vielen Hobbys und großem Einsatz in seinem Beruf hat der heute 85jährige Willi Schlegel noch viel Zeit für seine Familie. Seinen Enkelkindern kann er stundenlang selbst erfundene Märchen erzählen oder seine Zauberkunst vorführen. Die Enkel lernen alle in den gut eingerichteten Werkstätten bei Opa Willi den vielseitigen Umgang mit Holz und Metall.“

Was sich in Willi Schlegels kurz gefaßtem Lebenslauf findet, wird anschaulich und sehr lebendig, wenn er seine Erlebnisse und Erinnerungen selbst erzählt. Nur eines ist geändert: Die schwäbisch erzählten Geschichten sind hochdeutsch wiedergegeben, damit es der Leser leichter hat.

## **Erinnerungen aus der Kindheit: Die Kinderschule**

„Die Kinderschule befand sich direkt neben der Kirche. In der Kinderschule waren drei Schwestern beschäftigt. Sie waren vom Kloster Untermarchtal. Eine Schwester ist für den Kindergarten ausgebildet gewesen und hat eine Schwester als Hilfe gehabt. Die dritte Schwester war für den Krankenendienst zuständig. Hatte man z. B. eine Eiterbeule (Oißa) oder einen geschwollenen Arm, dann ging man zur Schwester und hat sich behandeln und verbinden lassen. Der Arzt blieb vorläufig aus dem Spiel. Zweimal wöchentlich ist der Arzt namens Mißmahl aus Riedlingen mit dem Auto in den Kindergarten gekommen und hat dort seine Sprechstunden abgehalten. Wer zusätzlich zu den Schwestern den Arzt noch brauchte, konnte ihn dort sprechen.

Der Kindergarten war primitiv. Das Spielzeug war einfach, aber wir haben immer einen warmen Raum gehabt, und wenn Sommer war, haben wir draußen spielen können. In einem großen Hof gab es ein Gartenhaus und einen Sandkasten.“

## **Die Störhandwerker**

Weit mehr Anregungen als im Kindergarten fand Willi Schlegel auf dem elterlichen Anwesen. Er berichtet: „Also, für uns Kinder war das natürlich eine tolle Sache, was es da alles bei uns zu Hause zu sehen und zu tun gab. Stellt euch einmal das Sägewerk vor mit den Rollwagen! Man konnte alte Bretter nehmen und mit Hammer und Nägeln ein Häuschen bauen. Wir hatten nämlich noch eine

kleine Kistenmacherei dabei, wo einer von den Sägewerkern nebenher immer noch Kisten hergestellt hat. Von ihm erhielten wir die Nägel. Da hat man sich betätigt und schon als Kind handwerkliches Geschick entwickelt. Sehr oft schaute ich meinen älteren Brüdern zu, wie sie etwas anpackten, und kamen die Störleute auf den Hof, dann ging ich ihnen gar nicht mehr von der Seite. Das war meine Masche. Von meinem dritten bis zu meinem zehnten Lebensjahr war ich immer dabei, wenn z. B. ein Sattler auf Stör kam. Störleute sind Handwerker, die gehen von Hof zu Hof, schaffen aber auch wieder daheim in ihrer Werkstatt. Haben sie ihren Auftrag auf dem Hof oder in dem Betrieb erledigt, dann ziehen sie weiter. Kam z. B. ein Schuhmacher, dann ging er zuerst auf die Bühne, wo mein Vater eine gegerbte Kuhhaut liegen hatte. Nach einem Schnittmuster hat sich der Schuhmacher die Stücke abgeschnitten, die er gebraucht hat. In der Stube untendrin oder in der Knechtsstube nebenan, da hat er seine Sachen aufgebaut. Er hat ein Tischchen gehabt und darauf hat er seine Werkzeuge gelegt und hat dann die Schuhe gemacht – sämtliche Schuhe. Da sind oft bis zu 30 Paar Schuhe gestanden, die der Schuhmacher reparieren mußte. Wenn er fertig war, hat er seinen Lohn verlangt. Der war verhältnismäßig niedrig. Er hat ja auch fast kein Material gebraucht, halt einen Nähfaden, Nägel usw., aber das Leder war ja schon da. Er mußte auch neue Schuhe machen. Ich hab also tagelang ganz genau verfolgt, wie der das gemacht hat und hab danach alles nachmachen wollen. Kam der Hafner – man nannte ihn auch Ofensetzer –, um unseren Backofen herzurichten, dann war ich wieder dabei. Das könnte ich alles genau erzählen, wie der die Platten zurechtgeschliffen hat mit einem Stein, daß sie hineingepaßt haben. Manchmal durfte ich ihm etwas zureichen oder festhalten. Da war ich natürlich stolz darauf, wenn der mich gebraucht hat. Ich weiß noch, einmal, da ist er in den Backofen reingeschlupft, um hinten Platten zu legen. Da hat er ja allerhand da drin gebraucht, Schamottsteine und Schamott. Ich mußte ihm den Mörtel reinreichen und da hat er mich einmal geschimpft, weil ich ihm zuviel Mörtel auf einen Stein gelegt hatte. Brauchte man bei uns einen Maurer, dann stand ich eben den ganzen Tag beim Maurer und schaute zu.

Der Sattler, der zu uns auf Stör kam, hat in der Scheune geschafft. Er kam im Frühjahr oder im Sommer. Da hat man ihm alle Kummel und Pferdegeschirre – das waren etwa 12 bis 15 verschiedene Pferdegeschirre mitsamt den Zügeln und den Stricken – über Bänke gehängt, so daß er sich alles hat angucken können. Was kaputt war, das hat er dann alles genäht und gemacht, auch wieder mit dem Leder, das auf der Bühne war. Wir hatten nicht nur dickes Leder, sondern auch dünnes. Dieses dünne Material eignete sich für Riemen. Ich hab genau verfolgen können, wie der die Riemen geschnitten hat, wie er beim Nähen die Abstände eingehalten hat und wie er mit Ahle, Faden, Pech und Sauborsten hantierte.“ Selbstverständlich fehlt bei Willi Schlegels Schilderungen nicht der Haus-

metzger, den man auf dem Lande auch heute noch gelegentlich antrifft und der genauso arbeitet wie sein Berufskollege früher, nur daß dieser das Schwein heute nicht mehr mit der Axt betäubt, sondern mit der elektrischen Zange. Auch den Kamfeger erwähnt Willi Schlegel, der ihn durch seine akrobatischen Kletterkünste im rußigen Kamin und den grandiosen schwarzen Staub, den er in der Küche hinterließ, beeindruckte.

## Die Leichsagerin

Starb jemand in Offingen, Riedlingen, Kanzach, Hailtingen, Heudorf oder Dürmentingen, dann erschien bei Schlegels die Leichsagerin. Willi Schlegel erzählt: „Die Leichsagerin schob einen hochrädigen Kinderwagen vor sich her. Darin hatte sie die Sachen, die sie von den Leuten für das Leichsagen erhalten hatte. So lange die Frau mit meiner Mutter an der Türe geredet hat, habe ich einmal in ihren Wagen reingeschaut. Da war Mehl drin von weiß bis dunkelgrau, ein richtiges Durcheinander. Es hat nicht jeder Bauer ein rechtes Mehl gegeben. Den hat das gereut. Da hat es geheißt: ‚Dera dut’s dees au! Dia ißt dees au!‘ Ins Mehl hinein hatte sie die Eier gedrückt. Bis am Abend hat die ihren Kinderwagen auch voll gehabt mit Lebensmitteln, und von dem hat die gelebt. Das war ihr Einkommen. Mein Gott, Schuhe, eine Schürze oder alte Kleidung hat sie auch manchmal von den Leuten erhalten. Stromgeld hat sie keines zahlen müssen, weil es noch gar keinen Strom in ihrem Haus gegeben hat. Das Gespräch zwischen der Leichsagerin und meiner Mutter lief etwa so ab, daß die Leichsagerin begann: ‚Gutta Dag, Frau Schlegel. I mecht Ihne bloß sage, daß dr Herr Knupfer in Dentingen g’storba isch. 88 Jahr alt ischt’r gwea. Se wisset vielleicht, won’r g’wohnt hot. Se send jo au vo Offinga und noch isch Dentingen nebadrana.‘

Meine Mutter sagte dann etwa: ‚Jo, den kenn’ i scho. Wa hot’r ghett und bei wem ischt’r g’storba?‘

Diese Frau konnte man fragen, was man wollte, sie hat alles gewußt über die Verwandtschaft des Verstorbenen. Vieles konnte man von ihr erfahren, und so hatte man wieder etwas, worüber die Leute miteinander reden konnten. Heute liest man die Todesanzeigen in der Zeitung und der Nachbar ist einem gleichgültig.“

## Bote und Botin

„Eine gute Einrichtung während meiner Kindheit war auch der Bote. Dort, wo der Bote mehrere Ortschaften versorgte, hat er ein Bernerwägle gehabt mit einem Pferd davor. Er hat alles geholt für die Gemeinden, durch die er durchgefahren ist. Der Bote aus Langenenslingen kam auf seinem Weg in die Stadt Riedlingen durch die Orte Andellingen und Altheim. Man wußte, wann der Bote vor dem Rathaus oder der Schule der genannten Orte eintraf und teilte ihm an diesen Stellen mit, was man mitzubringen wünschte. Auf der Rücktour brachte der Bote dann die bestellten Waren den Leuten ans

Haus. Für seine Dienste erhielt er 10 oder 20 Pfennig, je nach Umfang der Lieferung.

In Dürmentingen war es nicht ein Bote, der die Leute bediente, sondern eine Botin. Ich weiß nicht mehr, ob es eine ältere Frau war oder eine jüngere, weil für mich als Kind die Frauen durch die langen dunklen Röcke schon mit 20 Jahren alt ausgesehen haben. Mit 30 oder 40 Jahren sahen sie sowieso alt aus, denn dann fehlten den meisten von ihnen die Hälfte ihrer Zähne.

Unsere Botin war nett und freundlich. Die ist zu den Leuten gegangen und hat gefragt, ob sie was mitbringen soll und hat dann, wenn sie die Bestellung gebracht hat, gleich für das nächste Mal nachgefragt. Die Botin bevorzugte in Riedlingen die Geschäfte, die ihr ein Trinkgeld gaben.

Wie der Bote, so hat auch die Botin – man hat „Bötte“ gesagt – von den Leuten etwas für ihre Besorgungen erhalten. Wenn die „Bötte“ ihren hohen Kinderwagen, voll mit Besorgungen aus der Apotheke oder Drogerie oder einem anderen Geschäft in Riedlingen, jeden zweiten Tag in Dürmentingen geleert hat, dann hat es sich für sie rentiert. Wenn jeder Einzelne mit dem Zug wegen Kleinigkeiten nach Riedlingen reingefahren wäre, das hätte sich nicht gelohnt. Wie die Leichsagerin, so hat auch die „Bötte“ viel gewußt und die Leute haben sich gerne mit ihr unterhalten.“

## Ortsmauser und Ortsbüttel

„Dann haben wir in unserem Dorf noch einen Ortsmauser gehabt. Der war aber nicht angestellt bei der Gemeinde, sondern hat für jede Maus eine Fangprämie erhalten. Draußen auf den Feldern und Wiesen steckte er seine Fallen in Mauslöcher und markierte diese Stellen mit einem Fähnchen. Den gefangenen Mäusen schnitt er den Schwanz ab und legte diese dem Bürgermeister vor. Danach erhielt er eine Fangprämie. Der Bürgermeister ließ anschließend die Schwänze vom Ortsbüttel beseitigen. Man erzählt sich, daß der Büttel – man sagte „Bittel“ – manchmal die Schwänze auf den Misthaufen geworfen habe, wo der Mauser sie sich auflesen und sie ein zweites Mal dem Bürgermeister vorgelegt habe. Im Gegensatz zum Ortsmauser war der Ortsbüttel bei der Gemeinde angestellt. Er trug eine Uniform und erledigte für den Bürgermeister sämtliche Botengänge. Außerdem war er zuständig für das Abbieten in den Wirtschaften. Um etwa 23.00 Uhr betrat er die Wirtschaft und sagte: ‚Meine Herrn, Polizeistunde!‘ Wenn er dann um 23.30 Uhr nochmal kam und es saßen immer noch welche in der Gaststube, dann hat er sie aufgeschrieben und sie sind bestraft worden. Natürlich hat man diesen Mann hinten und vorne veräppelt, indem die Gäste unter die Tische gekrochen sind, wenn der Büttel die Wirtschaft betrat. Im Ort haben ihm die jungen Leute Hindernisse aufgebaut, wenn er abends seine Runde gemacht hat. Einmal wollte er seine Peiniger fangen und er ist in ein großes leeres Faß geschlüpft, das in einem Hof nahe der Straße lag. Die jungen Leute hatten ihn aber beobachtet als er sein Versteck aufgesucht

hatte, und sie kamen leise von der sicheren Seite herbeigeschlichen und rollten das Faß in den Bach. Bis sich der Büttel wieder aus dem Faß befreit hatte, waren die Missetäter schon längst über alle Berge. Anderntags machte die Begebenheit im Ort die Runde und man lachte über den Büttel.“

## Die gestohlenen Fässer

Weil gerade in Willi Schlegels Bericht über den Büttel die Stichworte „Faß“ und „Missetäter“ fielen, möchte ich an dieser Stelle die Geschichte von den gestohlenen Fässern einflechten. Willi Schlegel erzählt: „Es ist im Herbst gewesen. Da hat der Schuhmacher Schäfer dem Dürmentinger Küfer Weber drei Fässer zum Richten gebracht. Als er sie aber wieder abholen wollte, da waren zwei von seinen drei Fässern vom Hof des Küfers weg gestohlen worden. Nun waren gerade in dieser Zeit die Missionsprediger im Dorf, drei Pater, von denen jeden Tag ein anderer predigte. Unter den Patern war einer, der war so klein, daß er kaum über den Kanzelrand hat hinausschauen können, aber dafür hat er am lautesten geschrien und die Dürmentinger allesamt als Sünder und Missetäter von der Kanzel runter fertiggemacht. Die Pater haben den Leuten auch die Beichte abgenommen und ihnen gehörig ins Gewissen geredet. Umsonst war ihre Arbeit nicht, denn in der gleichen Woche noch sind plötzlich eines Morgens die vermißten Fässer wieder auf dem Hof des Küfers gestanden.“

## Handwerker und Hausierer

Willi Schlegel erzählt weiter vom Schneider, der die Hosen der Männer erweiterte, wenn die Bäuche darin keinen Platz mehr hatten. Er erwähnt die drei Schreiner in Dürmentingen, die den Verstorbenen die Särge machten und sie auch darin einsargten. Länger verweilt er bei einem Friseur namens Walzer und meint: „Der Walzer, der war zugleich Schindelmacher und Leichenbeschauer. Tagsüber hat er Schindeln machen können und abends hat er den Leuten die Haare geschnitten. Als Leichenbeschauer hat er ein großes Gebiet gehabt bis Moosburg hinüber und bis Hailtingen. Der war so alt wie mein Vater und war gut bekannt mit uns. Zu dem hat mein Vater gesagt: „Antone, mir kenntet doch a Vereinbarung treffa. Meine Buaba kommet all paar Woche zu dir zum Hoorschneida und dodafier kriegsch du da Strom umasusch.“

Willi Schlegel erwähnt weitere Handwerker, die es in seiner Kindheit noch in Dürmentingen gab: Den Schmied, der ein ganzes Jahr lang die Arbeiten der Bauern aufschreiben mußte, bis er schließlich an Martini sein Geld erhielt, den Wagner, der eng mit dem Schmied zusammenarbeitete, den Brunnenmacher, den Zimmermann, den Baumwart, den Förster und den Holzmacher. Ausführlicher wird Wilhelm Schlegel beim Seegrasrupfer. Er sagt: „Man hatte in meiner Kindheit nicht Matratzen wie heute, sondern billige Matratzen. Das billigste war ein Strohsack aus Leinentuch. Der Sack war so

lang und so breit wie das Bett und hat oben einen Schlitz gehabt, durch den man ihn mit Stroh aufgefüllt hat. Der Strohsack war nicht schlecht. Er war warm und man hat sich als Kind eine Mulde gemacht, in der man dringelegen ist. Durch den Schlitz konnte man auch in den Sack hineinlangen und das zusammengelegene Stroh wieder auflökern. Das hat im Schlafzimmer gestaubt. Die etwas besseren Matratzen waren aus Seegras. Seegras wächst im Wald und es ist so scharf, daß man sich daran schneiden kann. Weil man das Seegras nicht mähen konnte, mußte man es von Hand rupfen. Man legte es zum Dürren ausgebreitet auf den Waldweg. War es trocken, wurde es auf einen Wagen geladen und zum Seegrasspezialisten gebracht. Der hat mit einer Maschine das Gras zu Zöpfen gedrillt. Zum Drillen waren zwei Mann nötig. Einer hängte das Seegras in einen Haken ein, der sich drehte. Seine Hände waren gegen Schnittverletzungen mit Material aus einem alten Feuerwehrschlauch geschützt. Der zweite Mann trieb mit einer Kurbel die Maschine an, bis 1927/1928 die Maschine elektrisch angetrieben wurde. Die fertigen Zöpfe blieben so lange liegen, bis ein ganzer Eisenbahnwaggon voll fertig war. Danach verkaufte man sie an eine Matratzenfabrik.

Zu den Hausierern, die bei uns anklopften, gehörte der Geschirrhändler, der Bürstenhändler und der Grätzenhausierer, der auf seinem Rücken einen großen Holzkasten trug. In der Stube setzte er ihn auf einen Tisch ab, zog dann nacheinander kleine Schubladen heraus und zeigte der Bäuerin, was er an Kurzwaren anzubieten hatte. Vom Seiler konnte mein Vater an der Haustür Hanfseile erwerben. Der Seiler war auch bereit, einen Tauschhandel zu machen. Mein Vater gab ihm Hanf und er gab uns dafür fertige Seile. Bis in Riedlingen ein zentrales Milchwerk gebaut wurde, gab es in Dürmentingen zwei Molkereien, die obere und die untere Molke. In Zentrifugen wurde die angelieferte Milch entrahmt und zu Butter verarbeitet, die man in der Molkerei dann auch kaufen konnte. Die Molkereien stellten einen Treffpunkt zum Austausch von Neuigkeiten dar. Wenn jemand etwas verkaufen wollte oder z. B. eine Hochzeit bekanntmachen wollte, dann brauchte er nur einen Zettel an die Molke zu hängen. Weil meine Eltern zwei bis drei Gemeindeeiber hielten, kam zu uns von Zeit zu Zeit der Sauschneider, der die Eber, wenn sie zum Decken zu schwer waren, kastrierte. Zur Behandlung erkrankter Tiere rief man den Tierarzt.“

## Handwerksburschen und Landstreicher

Willi Schlegel erwähnt in seinen Erinnerungen auch ältere, ein wenig arbeitsscheue Männer: „Die sind von Haus zu Haus marschiert und haben gebettelt. Bei uns in der Mühle trafen sie meist zur Mittagszeit ein. Da haben sie gewußt, daß sie von der Müllerin ein Mittagessen bzw. eine warme Suppe bekommen. Vorne, dort wo im Ausgang die Treppe hinaufgeht zu den Schlafkammern, da ist der Platz gewesen für die Handwerksburschen.

Dorthin trug man den gefüllten Teller. Der Mann bedankte sich natürlich bei meiner Mutter und sagte etwa: ‚Dankschea, Frau Schlegel. I werr fier Sie a Vatterunser bette!‘ Oft waren die Landstreicher gelernte Handwerker. Z. B. kam einer, der hatte nur ein Bein und ging an Krücken. Der hat bei uns immer so acht oder vierzehn Tage lang als Wagner gearbeitet. Der hat verschiedene Sachen machen können, z. B. einen neuen Hammerstiel. Den hat der an einem Schneidbock angefertigt. Einer kam, David hieß er, ein ziemlich heruntergekommener Mensch, der wollte bei uns übernachten auf einem Heu- oder Graswagen. Aber der Vater hat gleich zu ihm gesagt: ‚Aber im Stall oder in der Scheuer nicht rauchen!‘ Einmal war bei uns ein Scheunentor anzustreichen mit Karbolineum. Das hat bei uns radikal niemand tun wollen, weil Karbolineum unheimlich stinkt. Und so hat man zu dem David gesagt: ‚David, du kennstest eigentlich dees Schuirador anstreicha!‘ Mit einer Leiter ist er an die Arbeit gegangen. Als er fertig war, war er dementsprechend verspritzt im Gesicht. Aber er hat nicht versucht, die Flecken wegzuwaschen und hat die Spritzer noch Wochen später im Gesicht gehabt.“

### Vom Brennholz

In einem Hauswesen, in dem eine Arbeit die andere drängte, wo es – wie man schwäbisch sagt –

„überzeitig“ herging, da war es selbstverständlich, daß alle Kinder mithelfen. Eine bei den Kindern nicht sehr beliebte Arbeit war das Hereintragen des Brennholzes. Willi Schlegel berichtet: „Bei uns hat man mit Holz geheizt. Wir hatten ja genug Abfallholz vom Sägewerk. Wenn es der Säger auf eine passende Länge abgelängt hatte, dann mußten wir es anschließend ins Haus reintragen. Jedesmal wurde ich kritisiert. Es hieß: ‚Dees roicht noit!‘ oder ‚Du hosch it gnuag rei’draga!‘ Bis ich einmal gedacht habe: ‚So, jetzt trage ich mal so viel Holz rein, daß die Mutter bestimmt nicht mehr sagen kann, es sei zu wenig!‘ Ich nutzte einen Marktgang meiner Eltern nach Riedlingen, um meinen Plan zu verwirklichen. Als meine Eltern hereinkamen, da türmten sich die Holzscheite bis an die Küchendecke. Meine Eltern glaubten, nicht recht zu sehen, als sie vor den riesigen Holzstapeln standen. Da hieß es dann: ‚Ja, wa hosch au du dau! Um Gott’s Wille, hot der Holz reidraga!‘ Über die Reaktion der Eltern war ich sehr erfreut, und zufrieden konnte ich sagen: ‚Ez hoißt’s endlich amool ’s sei z’viel, statt dauernd, ’s sei z’wenig!‘“

### Mittagstisch für 18 Personen

Es sind beeindruckende Zahlen, die Willi Schlegel nennt, als er erzählt, wie es in seiner Kindheit beim Essen zuging. 18 Personen am Mittagstisch,

*Nach Fertigstellung der Eisenbahnlinie Riedlingen–Buchau wird die Postkutsche Riedlingen–Buchau überflüssig. 1916 fand deshalb die letzte Fahrt der Postkutsche zwischen Riedlingen und Buchau statt. Die Aufnahme entstand 1916 bei der alten Turnhalle, Riedlingen. Auf dem Bock Briefträger Arnold. Neben der Kutsche von links nach rechts: Hauweisen, Karl Traber, Oskar Braun.*





Um 1960 noch wie zur Jugendzeit von Willi Schlegel: Eisenbahn zwischen Buchau und Dürmentingen.

jeden Tag. Am Tisch die Familie, dazu kommen die Leute aus der Säge und der Mühle. Es sind der Schweizer dabei und zwei Roßknechte, eventuell noch ein Unterknecht. 1½ Zentner Mehl werden jede Woche im Ofen zu Brot gebacken. Oft gibt es Mehlspeisen: Dampfnudeln, Spätzla und Kuchla. Da Schlegels eine Schweinezucht haben und öfter schlachten als andere Leute, sind auch Fleischgerichte nicht selten. Jedenfalls mußten immer große Mengen gekocht werden. Morgens gab es keinen Kaffee, sondern schwarzes Mus oder helles Grießmus. Jedes der Kinder fand morgens seinen Teller schon auf dem Herd vor. Die Mutter hatte schon alles vorbereitet – Kuchen gab es nie, höchstens Weißbrot mit Honig, wenn eine Taufe war. Und da bei Schlegels der Kindersegen reich war, hat es Weißbrot mit Honig öfters gegeben. Schlegels Taufpate war der Bachwirt Kleber. Willi Schlegel meint: „Jedesmal ist der zur Taufe gekommen. Meistens hatte er, wenn er gegangen ist, einen kleinen Schicker gehabt vom Most.“

### Der Bau der Eisenbahnlinie

Von Max Schlegels Anwesen aus gesehen Kanzaufwärts in Richtung Buchau gab es eine Mühle, deren Betreiber namens Blank 1914 Landtagsabgeordneter war. Seiner Initiative verdanken es die Dürmentinger, daß 1914 von Buchau bis Dürmentingen die Schienen verlegt und 1916 die

Strecke bis Riedlingen verlängert wurde. Mit dem Bau dieser Bahn verbindet Willi Schlegel eine Reihe von Erinnerungen. Er erzählt: „Etwa einen Kilometer von uns entfernt wurde für die Schienen durch einen Hügel ein Durchbruch gemacht. Die Erdarbeiten waren aufwendig. Ich weiß noch, daß die ganze Bahn von Italienern gebaut wurde. Die haben in einer Baracke gewohnt, etwa 30 bis 40 Leute, vielleicht auch mehr. Jedenfalls haben die bei uns in der Küche das Wasser geholt. Da ist immer einer gekommen mit einem ganz flachen Hut. Wenn der das Wasser hat einlaufen lassen in einen Behälter, dann hat der mich immer italienisch angesprochen. 1914, ich war 4 Jahre alt, sind wir Kinder alle zum Bahnhof und jedes Kind hat ein Fähnchen bekommen so etwa in der Größe 20 cm auf 30 cm. Auf dem Fähnchen war der Reichsadler abgebildet. Der Stiel des Fähnchens war schwarz und endete oben in einer Spitze. Wir haben dann alle dem einlaufenden Zug zugewinkt und unsere Fähnchen geschwenkt. Die Bahnstrecke war nur 100 Meter von unserem Haus entfernt. Es war eine Schmalspurbahn und ist langsam gefahren. Man hätte beinahe während der Fahrt einsteigen können. Insgesamt waren drei oder vier Lokomotiven auf der Strecke eingesetzt. Eine davon steht heute noch in Buchau, wo der frühere Bahnhof war. Mit den Lokomotiven konnte man vorwärts und rückwärts fahren. Deshalb brauchte man in Buchau und Riedlingen auch keine Wendepfannen. Es gab



1925, Fastnacht in Dürmentingen: Nachbau von U-Boot, Auto und Mauser – Einspurauto.

auf der ganzen Strecke keine Schranken, bloß ein paar Tafeln. Darauf stand: ‚Halt, wenn ein Zug in Sicht ist oder die Glocke der Lokomotive ertönt!‘ Man hat als Bub dieser Bahn allerlei angestellt. Es wurde während der Fahrt die Notbremse gezogen. Ganze Reihen von Steinen haben manche Lausbuben ihr auf die Schienen gelegt. Auch Knallkapseln hat man draufgelegt, daß es geschnellt hat. Jeder Zug hatte einen Lokführer, einen Heizer und einen Schaffner. Man hat Güter transportiert und Personen. Solange die Bahn da war, war sie eine nützliche Sache. Nachher ist man eben mit dem Postauto nach Riedlingen gefahren.“

Den Betreibern ist ein großer Fehler unterlaufen. Sie haben den Nostalgieboom nicht vorausgesehen und 1966 den Betrieb der Bahn eingestellt.

### Dreschmaschine und Mosterei

Kein Hof in Dürmentingen habe so viel Technik gehabt, wie der Hof der Eltern, meint Willi Schlegel. Das sei für ihn als Kind hochinteressant gewesen. Noch immer von den Bildern seiner Jugend beeindruckt erzählt er: „Wir haben neben der Mühle, der Sägerei und der Landwirtschaft noch zusätzlich eine Dreschmaschine gehabt. Das war eine Mordsmaschine, die hat eine ganze Scheuer ausgefüllt. Mit der ist man im Herbst von Bauer zu Bauer gefahren. Der Antrieb war bei uns dann

schon elektrisch. Dagegen wurde die Dreschmaschine unserer Konkurrenz noch mit einer Dampfmaschine angetrieben. Das war natürlich kolossal beschwerlich, bis die Dreschmaschine aufgestellt war. Um sie zu ziehen, hat man immer 6 Pferde gebraucht.

Im Herbst haben wir nebenher noch eine Lohnmosterei gehabt, mit der man auch wieder etwas Geld dazuerdienen konnte. Ich war derjenige, der gemostet hat. Mein Bruder Gustav und der Müller, namens Blaser, die haben mir geholfen. Da hab’ ich mal was Nettes erlebt: Kommt von Heudorf ein Bauer zu uns und bringt eine Frucht zum Mahlen. Er hat einen Ochsen vor einen leichten Leiterwagen gespannt und hat so lange, wie er mit meinem Vater in der Mühle war, seinen Ochsen an einen Mühlstein gebunden. Wir haben gerade gemostet. Da haben wir den Ochsen losgebunden und ihn samt Leiterwagen vor die Mosterei geführt. Da stand ein großer Kübel mit altem Most. Das war natürlich ein hochprozentiges Getränk, denn ich habe immer dafür gesorgt, daß in den Most nicht viel Wasser reinkommt, im Gegensatz zu vielen Bauern, die den Knechtsmost stark verdünnt haben. Wir wollten also sehen, ob der Ochs da nicht säuft. Dem Ochsen hat der Altmost gut geschmeckt und er hat gesoffen und gesüffelt. Nach einer Weile war er betrunken. Plötzlich rennt der so ungestüm den Hof rauf und runter, daß die Deichsel des Lei-

terwagens abreißt. Erschrocken kommt daraufhin der Bauer aus der Mühle geeilt und ruft: „Ja, was isch au mit mei'm Ochs los, der macht jo all's hei! Wir haben uns natürlich amüsiert. Bei den vielen Maschinen, die wir hatten, da gab es immer etwas zu reparieren und zu investieren. Man hat seine Sorgen gehabt und seine Ängste, ob man da auch durchkommt.“ Dieser Sorge um die Existenz entsprang auch die Idee, neben der Sägerei eine kleine Kistenmacherei einzurichten, wo ein Säger, wenn er Wartezeiten hatte, nebenher noch Kisten herstellen konnte.

### Der patentierte Ebersprungstand

Daß Not erfinderisch macht, dafür kann Willi Schlegel ein Beispiel anführen. Er berichtet: „Wir hatten ja die Eberhaltung in Dürmentingen und hatten drei Eber. Mein Bruder Eugen, der zuständig war für die Eberhaltung, hatte erkannt, daß 3 bis 5 Zentner schwere Eber eine Muttersau, die mit 1,5 Zentnern zum ersten Mal zum Decken gebracht wird, durch ihre Gewichtslast verletzen können. Daraufhin entwickelten wir zusammen einen Ebersprungstand bis zur Patentreife. Wir haben vor dem 2. Weltkrieg mehrere solcher Sprungstände gebaut und verkauft. Der Gewinn war mäßig, aber trotzdem hat es wieder etwas Geld gegeben.“

### Die Fasnet

Willi Schlegel, der sich von Jugend auf immer aktiv am Fasnachtsgeschehen beteiligte, stellt fest, daß man die Narrenfeste heute anders feiert als in der Zeit zwischen dem 1. und dem 2. Weltkrieg. Er meint: „Heute ist alles perfektioniert. Jede Gemeinde hat jetzt perfekt geschnitzte Masken aus Holz. Da kann es sein, daß bei einem Treffen 200 bis 400 Personen ähnliche Masken tragen. Früher trugen die Leute nicht jedes Jahr die gleichen Sachen. Es hat sich jeder Einzelne mehr einfallen lassen, und jedes Jahr etwas anderes. Das war insgesamt interessanter. Man hat ja keine Abwechslung gehabt durch einen Fernsehapparat, und darum hat man das ganze Jahr hindurch auf die Fasnacht gewartet. Schon wenn einer sich einen bunten Kittel angezogen hat und sich einen Hut oder einen Zylinder aufgesetzt hat, dann war das schon etwas Besonderes. Heute würde man so etwas schon gar nicht mehr angucken. Vieles ist gemacht worden, worüber die Leute gestaunt haben. Man hat sich darüber gewundert, auf welche Ideen die Leute gekommen sind. Ich hab' z. B. schon als kleiner Bub immer was gemacht in der Fasnacht. Einmal hab' ich in Tüten abgepackten Fegsand verkauft, zu dem dann noch ein Korken gehört hat. Wenn der Korken feucht gemacht worden ist und man ihn da-

1985: Eines von vielen verrückten Fasnets-Fahrrädern von Willi Schlegel, so wie hier ein Vorwärts-Rückwärts-Fahrrad.



nach in den Sand getaucht hat, hat man damit Messer und Gabeln abreiben können, bis sie blank waren.

Ein anderes Mal habe ich Wäscheklammern verkauft, immer 10 oder 20 Stück in einer Tüte. Das Stück hab' ich für 2 Pfennig angeboten. Das war nicht viel, aber am Ende hab' ich auch drei bis vier Mark beieinandergehabt. Bis ich genügend Klammern hergestellt hatte, waren vorher Wochen vergangen, denn ich mußte in die Hölzer Schlitzsägen und die Rohlinge von Hand abschleifen. Dann habe ich einmal mit einer Gruppe einen Radfahrverein dargestellt. Ich habe mir mit Holz ein Fahrrad um 50 cm höhergebaut. Mit Stelzen, an die ich unten Füße befestigt hatte und die sich zum Treten und Gehen eigneten, bin ich auf dem Rad gesessen. Die anderen aus der Gruppe hatten ihre normalen Fahrräder geschmückt. Alle trugen weiße Hosen und Kittel, die man selber aus alten Leintüchern hergestellt hatte.

Einmal habe ich einen Sportwagen gemacht. Dazu hab' ich Räder von Fahrrädern genommen. Die Bereifung habe ich mir selber hergestellt. Ich habe mit einem Locheisen aus alten Autoschläuchen Kreise gestanzt und sie in der Mitte gelocht. Alle Gummischeiben habe ich dann auf einem Draht aufgefädelt und anschließend den Draht auf die Felgen gespannt. Wir hatten in unserem Dorf einige Originale. Unter diesen war der Gustav Ziegler der eigenwilligste. Da ist einmal an der Fastnacht eine närrische Zirkusvorstellung gewesen,

und da kommt der plötzlich auf einem Gaul dahergeritten. Keiner erkannte, daß er umgekehrt auf dem Gaul saß, denn er hatte sich den Hinterkopf abrasieren lassen und rechts und links begradigt. Von den Haaren des Hinterkopfes hatte er einige als Augenbrauen und Bart stehen lassen. Den gleichen Bart trug er vorne. Auch an den Füßen erkannte man nicht, wie er auf dem Pferd sitzt, denn er hatte doppelte Schuhe an. Seine Beine baumelten so gerade vom Pferd herunter, daß man keine Knie sah. Die Zuschauer rätselten, was hinten und vorne sein könnte. Es gab ein großes Gelächter beim Volk. So etwas hat den Leuten gefallen.

Als das Fastnachtsthema einmal „Jahrmarkt“ lautete, da ist der Ziegler Gustav als Hundehändler aufgetreten. Er hatte sich bei verschiedenen Leuten Hunde entlehnt. Mit etwa 15 bis 20 Hunden an der Leine ist er in eine Wirtschaft reingegangen. Da war dann was los. Auch während des Jahres hat der Ziegler Gustav Sachen gedreht, die zum Teil den Rahmen schon gesprengt haben, aber die Leute, die von seinen Streichen nicht betroffen waren, haben darüber gelacht.

Bei seinem Nachbarn hat er z. B. einmal einen großen Hund geholt, indem er ihn auf sein Gelände gelockt hat. Er hat ihn in die offene Abortgrube runtergeschmissen und ihm wieder rausgeholfen. Der Hund, der nun voller Jauche und Dreck war, ist wieder heimgelaufen. Er ist durch die offene Haustür bis in die Stube seiner Leute gekommen und dort hat er sich tüchtig geschüttelt. Natürlich ist

*Fastnet in Dürmentingen 1927: Auf dem Rad Hugo Ziegler, im Beiwagen Willi Schlegel.*





Hochwasser 1926: links die Wirtschaft zum Bach, dahinter Haus „Laub“ in Dürmentingen.

durch diese Aktion die Nachbarschaft zwischen den beiden Häusern gänzlich verdorben worden. Die Leute sind auf solche ausgefallenen Streiche oder Ideen gekommen, weil sie irgend eine Abwechslung gebraucht haben.

Fernsehgeräte und Radios gab es damals noch nicht, und so mußten sie sich mit anderen Dingen beschäftigen. Das hatte auch sein Gutes. So mancher konnte sich zeigen und etwas erfinden.“

### Von der Mühle

Das Gefälle, das Max Schlegel für seine Mühle an der Kanzach nutzen konnte, betrug 5 Meter. Das sei, so Willi Schlegel, verhältnismäßig gut gewesen, aber man habe für die Mühle immer zu wenig Wasser gehabt, insbesondere im Winter, wenn das Wasser wegen Vereisung nicht mehr durch die Spiralturbine fließen konnte. Über die Bewirtschaftung der Mühle berichtet Willi Schlegel: „Die Bauern haben ihre Frucht angeliefert. Es wurde nur eine qualitativ gute Frucht angenommen. Korn, das beim Bauern lange gelegen hatte und nicht nachgeschäufelt worden war, so daß es schlecht roch, wurde dem betreffenden Lieferanten gleich wieder mitgegeben. Er konnte es als Schweinefutter verwenden. Aus Energiegründen hat man nicht jedem Bauern sein Korn extra gemahlen, sondern hat zuerst eine bestimmte Menge zusammenkommen

lassen. Das Mahlen hat der Bauer nicht mit Geld bezahlt, sondern mit Mehl. Nach dem 1. Weltkrieg hat mein Vater nur noch gegen Geld gemahlen. Hat ein Bauer feuchtes Korn abgeliefert, dann hat er von einem Zentner weniger Mehl zurückbekommen als für eine trockene Qualität.“

### Ziegenbauer und Großbauer

Willi Schlegel schätzt, daß um 1920 in Dürmentingen 90 % der Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Der überwiegenden Zahl von Kleinbauern seien etwa 5 bis 6 Großbauern gegenübergestanden. Der kleinste Bauer sei der Ziegenbauer gewesen mit einer oder 2 Ziegen. Diese armen Leute seien nicht sehr angesehen gewesen. Danach seien eine Stufe höher die Bauern mit einer bis zwei Kühen gekommen. An der Anzahl der Kühe habe man die Größe der Landwirtschaften einschätzen können. Große Bauern waren diejenigen, die vier und mehr Pferde besaßen. Über die Kleinbauern macht Willi Schlegel weitere Angaben. Er sagt: „Die Kleinbauern besaßen nur kleine Stallungen und Scheuern. In Ertingen vor allem bewohnten Kleinbauern Doppelhäuser, zu denen in der Gebäudemitte eine gemeinsame Scheuer gehörte. Wenn also der Nachbar zur Linken etwas in der Scheuer abladen wollte, dann mußte der Nachbar zur Rechten fertig sein. Wenn die Abspra-

chen nicht eingehalten wurden, dann hat es Zwistigkeiten gegeben. Die Gerätschaften der Kleinbauern waren einfach. Im Gebrauch waren Kleingeräte, vielfach aus Holz, wie z. B. Rechen und Gabeln. Aus Eisen waren die Schaufeln, Spaten, verschiedene Gabelsorten, der Pflug und die Egge.“

## Pferde und Ferkel

Um das Holz für die Sägerei herbeizufahren, als auch für die Arbeiten in der Landwirtschaft, hielten Schlegels je nach Bedarf und Auslastung 4 bis 8 Pferde. Durch den eigenen Mühlbetrieb war man in der Lage, die Pferde gut zu füttern. Dadurch waren sie kräftig und sahen gesund aus. Für die Fahrten auf den Markt spannte Max Schlegel zwei kleine Schimmel vor ein Bernerwägle. Das Bernerwägle bot vorne auf einem Sitz Platz für 2 bis 3 Mann. Hinten auf die Pritsche stellte man für den Transport auf den Schweinemarkt in Riedlingen die Kiste mit 6 bis 12 Ferkeln. Vor dem Verladen wurden die Ferkel morgens um 6 Uhr gewaschen. Das war eine Arbeit, an die sich Willi Schlegel nur ungern erinnert. Für die Ferkelwäsche waren immer zwei Personen nötig. Einer hielt die Ferkel zunächst an den Hinterbeinen, danach an den Vorderbeinen. Der andere schrubhte die quiekenden und zappelnden Ferkel mit einer Bürste ab. Daß derjenige, der die Ferkel halten mußte, öfters in die Hände gebissen wurde, machte eben die Ferkelwäsche so unangenehm.

## „Do schwätzet se in dr Wirtschaft vom Strom“

Willi Schlegel ergänzt die Ausführungen seiner Mutter über den Strom. In seinen Erinnerungen sagt er: „Zu Beginn der Elektrifizierung in Dürmentingen gab es beim Verbraucher noch keine Zähler. Man hat pauschal abgerechnet. Die Leute hatten noch kaum Elektromotoren. Sie bezogen für zwei bis drei Lampen Lichtstrom. Eine Lampe ließen sie im Stall reinmachen für ihre Stallarbeit bei Dunkelheit. Eine weitere Lampe installierten sie in der Küche. Die dritte Birne im Wohnzimmer war dann schon Luxus.“

Das Elektrizitätswerk lieferte 220 Volt Gleichstrom. Dazu mußten 110 Zellen mit je 2 Volt-Batteriezellen aufgebaut werden. Das hat unheimlich Geld gekostet. Manche Stromabnehmer waren weit weg von unserem Elektrizitätswerk, d. h. am Ende vom Ort oder am Anfang, so daß man dahin Masten stellen mußte mit Stromleitungen, die so stark waren, daß man später weitere Häuser anschließen konnte. Das war so kostenaufwendig, daß da gar nicht viel verdient war. Die Bauern haben für ihren Strom pauschal 2,50 Mark und 4 Mark bezahlt, damals. Das waren ja nicht DM, sondern Reichsmark. Nun hat man damals einen Verdienst gehabt in der Stunde so um 25 Pfennig. Ein Holzmacher z. B. hat damals am Tag 2 Mark verdient. Wenn man bedenkt, daß damals ein Paar Schuhe auch schon 8 Mark gekostet haben, dann war das nicht viel.

Müllers Familie 1924. Familie Max Schlegel, ganz rechts Willi Schlegel.



Dann ging natürlich bei den Leuten das Gerücht herum, daß es bei denen, die Strom im Hause hätten, eines schönen Tages brennen würde. Also, einer hat zum anderen gesagt: „Du hosch an Strom neimacha lau? Witt au 's Haus a'zinda?“ Jedenfalls ging das ganze Stromgeschäft schleppend.“

Sehr nett ist die Geschichte, die Max Schlegel, der Erbauer des Elektrizitätswerkes in Dürmentingen, seinem Sohn Willi erzählte, da sie zeigt, wie fremd vielen Menschen damals die neue Energie noch war. Da kam also einmal ein Kleinbauer, der sich immer in der Wirtschaft ein wenig wichtig machen wollte, zu Max Schlegel und wollte sich bei ihm fit machen für eine bevorstehende Unterhaltung im Wirtshaus. Der sagt also zu Max Schlegel: „Du Max, do schwätzt se in dr Wirtschaft etz scho vom a Drehstrom und vom a Wechselstrom, wo mir doch no da Gleichstrom hant!“ Darauf antwortete Max Schlegel: „Also, paß amool auf, Josef. Da Gleichstrom, der musch du glei zahla, und beim Wechselstrom, der kasch mitema Wechsel zahla. Und beim Drehstrom isch so, do dreht sich's also dodrum, will i en zahle oder will i en nicht zahla.“

## Das Maienstecken

Sowohl zum Thema Strom als auch zum Thema Brauchtum gehört Willi Schlegels Geschichte vom Maienstecken. Er erzählt: „Die Tochter des Lehrers war ein nettes Mädchen. Dem wollte ich einen schönen Maien stecken, und damit dieser nicht gestohlen würde, wollte ich ihn auf einen Elektromasten setzen. Mein Bruder half mir dabei. Nachts um 2 Uhr starteten wir das Unternehmen, weil um diese Zeit sowieso kein Licht gebraucht wurde, es sei denn in ein paar Schlafzimmern. Mein Bruder schaltete zu Hause das Ortsnetz aus und blieb neben dem Schalter stehen, um zu verhindern, daß mein Vater, der nachts das Licht versorgte, den Strom wieder einschaltete. Das wäre für mich zwischen den Stromdrähten tödlich gewesen. Als ich den Baum befestigt hatte, schaltete mein Bruder den Strom wieder ein. Am nächsten Tag wurde der wertvolle Maibaum von den Kindern bestaunt, da ganze Schokoladentafeln und mehrere Würste daran hingen. Bei den Schokoladentafeln handelte es sich um Schaufensterattrappen und bei den Würsten um sägmehlgefüllte und rot angestrichene Fahrradschläuche, was man aber von unten nicht erkennen konnte. Die Erwachsenen äußerten sich anerkennend über die mutigen Burschen und meinten: ‚Dees send doch no Kerle, wo so ebbes mache kennet, uff da elektrische Maschta nauf en Moia stecka!‘ Die Leute zerbrachen sich den Kopf, welche Kerle das gewesen sein könnten. Zuletzt sind sie doch auf unsere Familie gekommen, aber mein Bruder und ich, wir haben nichts zugegeben.“

## Handkurbel und Göpel

Willi Schlegel wendet sich nochmals den Zeiten zu, als es den Strom in den Häusern nicht gab. Er erzählt: „Die Häcksel- oder Briezmaschinen hat

man von Hand kurbeln müssen. Gekurbelt hat meistens die Frau und der Mann hat oben das Heu reingelassen. Das war so bei den Kleinbauern, die nur eine oder zwei Kühe hatten. Die größeren Bauern hatten einen Göpel. Das ist eine Maschine, die steht mitten im Hof und braucht ziemlich viel Platz. Es ist eine Säule, eine senkrecht stehende Gußsäule von etwa 2,5 m Höhe. Sie enthält ein Getriebe. Von der Säule geht in 60 bis 80 cm Höhe ein waagrecht Balken weg von 3 bis 4 m Länge. An diesen Balken hat man 2 Pferde oder 2 Ochsen gespannt und diese sind, so lange man Futter geschnitten hat, im Kreis herumgelaufen und haben das Getriebe in Bewegung gesetzt. Über ein Kettenrad mit Kette – ein Lederriemen hätte Witterungsschäden abbekommen – wurde die Bewegung bis zur Futterschneidmaschine in die Scheuer übertragen. Wir haben dafür eine sehr lange Kette gebracht. Sie ist mit der Zeit verrostet und ist einmal gebrochen.“

## Straßenbeleuchtung

Der Fortschritt, den der Strom dem einzelnen brachte, kam allmählich auch der Allgemeinheit zugute. Während man in Dürmentingen schon 1910 mit dem Verlegen von Wasserleitungen begonnen hatte, begann man erst 1918 mit dem Bau einer Straßenbeleuchtung. Zuerst begann man mit 3 Lampen. Die erste kam vor das Gasthaus zur Krone, die zweite an den großen Platz am „Löwen“ und die dritte Lampe an den Platz beim Rathaus. Erst später, in den 30er Jahren, wurden in bestimmten Abständen Lampen entlang der Straße installiert, und zwar in der Weise, daß man schon vorhandene Strommasten als Lampenträger nutzte. Für die Kosten dieser Beleuchtung kam die Gemeinde auf.

## Hindenburg – Deutschlands Stolz

Als Willi Schlegel vier Jahre alt war, brach der 1. Weltkrieg aus. Sicher konnte er damals die Parolen, die patriotische Soldaten bei ihrer Abreise in den Krieg auf Eisenbahnwagen und Waggons geschrieben hatten, noch selber nicht lesen, aber als der Krieg schließlich 1918 endete, da war er bereits ein Zweitkläßler, der in der Schule schon eine Menge hehre Worte über den Kaiser, über Hindenburg und das Vaterland gehört hatte. Während im Felde die jungen Männer zu Abertausenden fielen, wurden in den Schulen daheim noch die Kinder zur Verehrung des Kaisers und Hindenburgs angehalten.

Willi Schlegel legt mir zum Beweis dafür einen Artikel vor, der 1916 im Schwarzwälder Boten erschienen war unter der Überschrift „Hindenburg und die kleinen Mädchen“. Darin heißt es einleitend: „In einer Mädchenschule schrieben die kleinen Achtjährigen ohne jegliche Beihilfe eine Klassenarbeit über das Thema: Unser Hindenburg. Wir geben hiermit einige dieser hübschen Proben mit allen Vorzügen der Naivität und Fehlern der Grammatik wortgetreu wieder:

Gretel: Der Hindenburg hat das Großkreuz wegen seiner Kraft bekommen. Er ist ein gescheiter und starker Mann. Der Hindenburg hat die russische Armee in die Masurischen Seen geworfen. Er hat einen Bruder und der heißt Bernhard. Der Hindenburg hat eine große und starke Armee. Er heißt Heinrich. Er gewinnt meistens bei den vielen schweren Schlachten. Er läßt die Russen nie durch, wenn sie in die deutschen Städte wollen.“

Was hier die Kinder wiedergeben, das war in zahlreichen Propagandaschriften den Deutschen eingetrichtert worden. Als Beispiel legt mir Willi Schlegel ein Gedicht zu Hindenburgs 70. Geburtstag (2. Oktober 1917) vor:

*„Dein Bild! – dein trautes, du Größter unserer Zeit!  
Dein Antlitz, von dem Ernst der schwersten Zeit geweiht.  
Die Züge drin so stark, so herb, so bitter faßt,  
Wie eines, der mit Wucht sich reckt gen Weltenlast!  
Wie eines, der geschaut in abgrundtiefe Not,  
In der er doch ersah des Schicksals hart Gebot!  
Wie eines Edelmanns der alten deutschen Art,  
Die stolz und ungebeugt die echte Würde wahr!  
Die Wetterfurchen hier der Stirne, um den Mund,  
Der blauen Augen Blitz! – was machen sie uns kund?  
Was preßt die Lippen ihm so fest, so trotzig gar?  
Was zeigt dem Freund, dem Feind das ragend graue Haar?  
Die Siebzig? – nein! – der Mann ist jung und frisch und stark!  
Der Mann hat Stahl im Blut und Eisenkraft im Mark!  
Das hat der Feind gemerkt an manchem schweren Schlag,  
Das rühmt das deutsche Volk an seines Helden Tag!  
Und wo ein deutsches Herz an Deutschlands Erbe denkt,  
Zu seinem Hindenburg es Treu- und Treublick lenkt.  
Die einen sagen's laut, im Stillen denken's all:  
Herr Gott im Himmel! Dank für unseren Feldmarschall!*

Chr. Egen.“

## Kriegsspiele

Willi Schlegel meint zu dem kleinen Aufsatz der Gretel: „Was die geschrieben hat, das hätte ich vielleicht auch geschrieben. Man hat die Greuelthaten verherrlicht und die Kirche hat natürlich auch nichts dagegen getan. Man hat nur noch von Helden gesprochen. Wenn da einer in Urlaub gekommen ist und er hat das Eiserne Kreuz 1. Klasse hängen gehabt, dann ist man viel mehr darauf eingegangen, als auf eine Nachricht, daß wieder einer gefallen ist. Wir Kinder haben Kriegsspiele gemacht. Wir sind in den Wald gegangen. Dort haben wir eine französische und eine deutsche Kompanie gebildet. Die mußten gegeneinander kämpfen. Einer hat so einen langen Säbel gehabt, einen richtigen, und wir anderen haben alle Holzsäbel gehabt. Der mit dem richtigen Säbel hatte sich auf die Seite der Franzosen geschlagen. Vor dem haben wir natürlich Angst gehabt, aber als Franzose hat er



Feldpostkarte mit Kaiser Wilhelm II. und Hindenburg.

verspielen müssen, weil die Deutschen ja überall die Sieger waren. Anlässlich eines solchen Kriegsspiels im Wald haben mein Bruder Adolf und ich unsere Schuhe eingebüßt. Wir beide hatten von den Eltern neue Schuhe aus Brennesseltuch bekommen. Da die „Kämpfe“ auf einem regennassen Waldboden zwischen nassen Gräsern und Kräutern stattgefunden hatten, waren die Schuhe völlig aufgeweicht und als wir heimgekommen sind, sind uns die Sohlen von den Schuhen weggefallen. Danach waren die Schuhe nicht mehr zu gebrauchen. Insgesamt war es so: Die Leute und Kinder, auch die Soldaten, haben gemeint, daß es richtig ist, wenn man nach Frankreich geht und dort so viel Franzosen wie möglich erschießt. Und ich nehme an, die Franzosen haben ihrerseits das gleiche von uns gedacht.“

## Metallsammlung und Zwangsbewirtschaftung

Um den Materialmangel im 1. Weltkrieg auszugleichen, wurde das Volk aufgerufen, Metall zu sammeln. Willi Schlegel erzählt: „Man hat bei den Bauern und Handwerkern Eisen gesammelt. Wo irgendwo Eisen herumlag, man hat alles abliefern müssen. Wenn ein Bauer zwei Eggen gehabt hat, hat er eine abliefern müssen. Bei den Pflügen

war das genauso. Zum Teil wurde man aufgefordert, von Holzstadeln die Dachrinnen abzubauen und herzugeben. Sogar Kirchenglocken wurden eingezogen. Das hat man allerdings im 2. Weltkrieg auch gemacht. Im 1. Weltkrieg war die Not sehr groß, größer als während des 2. Weltkrieges. Was man da den Leuten nicht alles abgenommen hat! Da haben im wahrsten Sinne des Wortes nicht einmal die Bauern genügend zum Essen gehabt. Die haben sogar selber Kohlraben und Rüben essen müssen in der Suppe und im Eintopf. So streng war das. Da muß ich jetzt erzählen, wie da die Leute zu uns in die Mühle gekommen sind nach Mehl.

Natürlich ist jeder Müller daraufhin kontrolliert worden, was in die Mühle an Korn eingegangen und was an Mehl hinausgegangen ist. Mein Vater und meine Mutter hatten ja den Leuten auch helfen wollen, vor allem denen in der Stadt. Die Buchauer sind so oft gekommen. Am Samstag ging es schon morgens los. Da stand eine Schlange von 60 bis 70 Leuten im Hof und jedem Wartenden hat meine Mutter so ein halbes Schäufelchen Mehl in eine Tüte oder in eine Schüssel gegeben. „Frau Schlegel, dont Se mir doch nomml ebbes nei!“ haben die Leute gebettelt, und meine Mutter hat immer wieder sagen müssen: „I ka's itta. Gucket Se, der Sack moß roicha fier de ganze Leit do duss!“ Der Dürmentinger Landjäger Stanislaus Schneider hat meine Eltern machen lassen. Der war froh, wenn er von meinem Vater etwas Tabak bekommen hat oder ein Schnäpschen.

## Vom Landjäger Kieferle

Ganz anders führte sich der Stationskommandant von Riedlingen, der Landjäger Kieferle, auf. Er gefiel sich in der Rolle des scharfen Hundes und brachte einmal meinen Bruder Gustav und meinen Vater in arge Bedrängnis. Der kam einmal leise in unsere Mühle, um zu kontrollieren. Mein Bruder stand gerade am Pult und machte Eintragungen in das Schwarzbuch.

Im Gegensatz zum regulären Buch kamen in das Schwarzbuch nur die Kornmengen, die die Bauern für sich abgezwickelt hatten und dem Müller zum Mahlen überlassen hatten. Dadurch, daß mein Vater das Schwarzbuch führen ließ, war er in der Lage, anderen Leuten zu helfen, besonders denen, die gar keine Verbindung zur Landwirtschaft hatten, in unserem Fall vor allem den Buchauern. Für diese Leute hatte mein Vater in seinem Schlafzimmer droben zwei Säcke mit Mehl in Reserve. Ins Schlafzimmer hat der Polizist nie hineingeguckt und da hätte ihn mein Vater auch gar nicht rein gelassen. Wie also mein Bruder ganz vertieft an seinem Pult steht und seine streng geheimen Eintragungen macht, kommt der Kieferle von hinten her und reißt meinem Bruder das Schwarzbuch aus der Hand. Mit dem Buch in der Hand geht er zu meinem Vater in die Stube und erklärt: „So, etz hemm'r dia Sacha älle, etz kommt's raus, daß'r b'schissa hant!“ Mein Vater war natürlich empört. Außerdem hatte er Angst, daß man ihn einsperrt.

So wurde die Unterhaltung immer lauter und als beide Männer sich gegenseitig anschreien, da steht plötzlich mein Bruder Gustav hinter dem Polizisten, reißt ihm einfach das Buch wieder aus der Hand und verschwindet damit in der Mühle. Der Polizist rennt ihm nach, aber bevor er ihn packen kann, hat Gustav schon den Fahrstuhl der Mühle erreicht und fährt seinem Verfolger davon, hinauf in den vierten Stock. Dort wartet er, bis der Landjäger oben erscheint und fährt ihm abermals vor der Nase davon. Diesmal wieder hinunter ins Erdgeschoß. Das geht so ein paarmal bis dem Landjäger der Schnaufer ausgeht und er immer langsamer wird. So bleibt meinem Bruder schließlich Zeit, sein Buch im Spreuraum zu verstecken.

Als er sich dann dem Landjäger stellt, da nimmt er sich vor, nicht zu verraten, wohin er das Buch gebracht hat. Und dabei bleibt er. Dann muß er den Landjäger in die Knechtsstube begleiten, wo ein paar Säcke herumstehen. Die muß er vor den Augen des Landjägers ausräumen, aber außer einem Taschenmesser und anderem schmierigen Lumpenzeug kommt nichts zutage. So kehrt der Polizist wieder in die Mühle zurück und sucht weiter. Dort findet er noch etwas Frucht in einem Sack, die nicht registriert ist. Der Rest gehört dem Bruder des Vaters, dem Nelesbauer. Und so verhaftet er den auch und bringt beide Männer nach Riedlingen ins Gefängnis, aus dem sie allerdings drei Tage später wieder entlassen werden.“

Welche Strafen in dem geschilderten Fall verhängt wurden, weiß Willi Schlegel nicht mehr. Dafür weiß er aber noch von einer weiteren Kontrolle des Polizisten Kieferle zu berichten. Dieser habe mit einer Sonde den Spreuraum der Mühle nach versteckten Säcken durchsucht, habe aber nichts gefunden. Kieferle habe die Leute schikaniert bis aufs Blut und habe dadurch das Dorf gegen sich aufgebracht. Man habe nur auf eine Gelegenheit gewartet, um es ihm heimzuzahlen. Diese Gelegenheit bot sich, als eine Mühle in Brand geriet. Willi Schlegel berichtet: „Wir hatten einen Konkurrenzbetrieb in der Nachbarschaft. Es war die Mühle Julius Schlegel. Der Schlegel hat, wie wir auch, ein Sägewerk dabei gehabt und eine kleinere Landwirtschaft. 1918 – der Krieg ging dem Ende zu – waren schon so viele Männer gefallen, daß man sogar schon damit begann, die 17jährigen einzuziehen. Es waren also nur noch die Burschen zu Hause, die jünger waren als siebzehn. Auch in der Dürmentinger Feuerwehr gab es nur noch diese jungen Burschen. Als es dann bei dem Julius Schlegel morgens um 3 Uhr, 1/4 Uhr anfang zu brennen – das war im Mai 1918 da ist die Feuerwehr ausgerückt und hat versucht, den Brand zu löschen. Der Versuch ist mißlungen und man hat die Mühle ausräumen müssen. Während des Ausräumens ist der Polizist Kieferle an der Brandstelle erschienen und hat in die Mühle reingeschrien: „Etz kommt dia b'schisse Baurafrucht raus amool. Etz werra mir gau die Lompa kriega, die elende!“ Das hat der Müller, der im 1. Stock oben war, gehört. Er nimmt eine Blechwanne, in die man sonst Mehl füllt, und wirft sie dem gehässigen Poli-

zisten von oben durch das Fahrstuhlloch auf den Kopf. Damit hatte er ein Signal gegeben, das schlimme Folgen haben sollte. Wie die jungen Feuerleute sehen, wie den Polizisten die Wanne trifft, wissen sie, daß der Augenblick der Vergeltung gekommen ist. Plötzlich hört man von allen Seiten wütende Schreie: ‚Naus mit dem Lompa!‘ und ‚Hau'et en z'dot!‘ Den Polizisten trifft ein Schlag mit einer Latte. Sein Arm ist gebrochen und baumelt hin und her. Kieferle ergreift die Flucht. Er rennt über die Langholzplätze, die vor der Mühle liegen, in Richtung Bahnhof davon und versucht bei einem Bediensteten der Bahn, Romer hat der heißen, unterzuschlupfen. Aber Romer läßt ihn nicht rein, sondern ruft nur zum Fenster hinaus: ‚I mach it auf, suscht hau i die Sauerei im Haus hinna!‘ In der Zwischenzeit sind die jungen Leute über Romers Gartenzaun gesprungen und sind dicht hinter Kieferle, da dreht der sich um und schießt in die jungen Leute hinein. Dabei trifft er den siebzehnjährigen Karl Paul, der bei uns im Sägewerk gearbeitet hat, aber gar nicht zur Feuerwehr gehört hat. Noch während sich die Feuerwehrleute um den Erschossenen kümmern und ihn wegtragen, entwischt Kieferle in der Dunkelheit. Als man ihn kurz darauf sucht, ist er wie vom Erdboden verschwunden. Der Bruder des Getöteten, Anton Paul, vermutet, daß sich der Polizist, seines verletzten Armes wegen, nach Riedlingen aufgemacht hat, um sich im Krankenhaus behandeln zu lassen. Mit einer Pistole ausgestattet, eilt er ins Riedlinger Krankenhaus, um Kieferle dort zu erschießen. Aber im Krankenhaus ist Kieferle nicht.“ Erst später, so berichtet Willi Schlegel weiter, habe sich herausgestellt, wohin Kieferle sich in seiner Todesangst gerettet hatte. Er hätte sich in einer Dole unter dem Bahndamm verkrochen und habe dort den ganzen nächsten Tag verbracht. Erst in der folgenden Nacht habe er sein sicheres Versteck verlassen und habe im Riedlinger Gefängnis Zuflucht gesucht. Nie mehr habe er sich in Dürmentingen gezeigt. Aber so sang- und klanglos habe die Obrigkeit diesen Aufstand gegen die Staatsgewalt nicht enden lassen.

Willi Schlegel erzählt: „Der Bürgeraufstand sollte bestraft werden, denn das war ja schon etwas Besonderes, was die Feuerwehr da vorgehabt hatte. In der Gemeinde wurde angekündigt, es käme die Polizei, um die Mitglieder der aufständischen Feuerwehr zu verhaften. Bald sah man einen Trupp von sechs Landjägern ins Dorf einmarschieren. Aber sie kamen nicht zum Zug, denn ein Teil der Bürgerschaft hatte sich mit Gabeln, Sensen und Knüppeln ausgestattet und stellte sich den Polizisten entgegen. Obwohl sie bewaffnet waren, ließen sich die Ordnungshüter auf einen Kampf mit den Dürmentingern nicht ein, sondern zogen gleich wieder ab. Bald wurde im Dorf bekannt, die Behörden dächten an einen Einsatz von Soldaten in Dürmentingen. Das Militär würde mit dem Zug kommen. Es gab ja seit 1916 eine Verbindung von Dürmentingen nach Riedlingen. Die Dürmentinger waren über dieses Vorgehen der Behörden empört. Sie waren fest entschlossen, sich zu wehren und ver-

sammelten sich am Bahnhof. Der Bürgermeister unterrichtete den Oberamtmann in Riedlingen über die explosive Stimmung in der Bevölkerung und bat ihn, die Soldaten nicht einzusetzen, um ein Blutbad zu verhindern. Der Oberamtmann hatte ein Einsehen. Telefonisch konnte er erreichen, daß die Soldaten in Hailtingen den Zug verließen und umkehrten. Von da an ließ man die Dürmentinger in Ruhe. Der Brand in der Mühle wurde zwar erwähnt in der Zeitung, auch fand sich darin eine kleine Notiz, daß ein junger Mann bei einem Unglücksfall umgekommen sei, aber über die Vertreibung des schikanösen Polizisten Kieferle erschien nicht eine Zeile, ein Zeichen dafür, daß die Zensur im Kaiserreich funktionierte.“

## Russische Gefangene

In der Wolfartsmühle bei Betzenweiler arbeiteten während des 1. Weltkrieges sechs russische Kriegsgefangene, die von einem deutschen Soldaten bewacht wurden. Zu ihnen hatte Willi Schlegel einen guten Kontakt, da er auf der Wolfartsmühle

*Russische Kriegsgefangene zur Zeit des 1. Weltkrieges in Mittelbiberach; Bildmaterial aus dem Anwesen Alban Dobler, Zweifelsberg, Gemeinde Mittelbiberach.*



in den Ferien öfters zu Gast war. Die Russen waren im Stüble des Anwesens untergebracht. Für den sieben- bis achtjährigen Bub war es etwas Besonderes, mit den Russen am Tisch essen zu dürfen. Er wich selten von ihrer Seite und schaute ihnen zu, wenn sie mit dem Taschenmesser kunstvolle Kreuze schnitzten oder aus einem Pfennigstück Fingerringe herstellten. Auch in Dürmentingen gab es zu dieser Zeit russische Gefangene. Sie waren bei Bauer Gulde untergebracht, und zwei dieser Gefangenen brachte ein Wachmann jeden Tag zu Schlegels zur Arbeit.

Jeden Sonntag gab es für die Russen der umliegenden Dörfer eine Zusammenkunft in einem Haus in Kanzach, wo sie untereinander Erfahrungen austauschen konnten. Zu diesen Treffen ging Willi Schlegel jedesmal mit. Man fuhr mit dem Zug von Dürmentingen nach Kanzach. Schlegel erinnert sich. Schmunzelnd sagt er: „Als ich vom Zug ausgestiegen bin zusammen mit den Russen, ist am Bahnhof ein Bub bei seiner Mutter gestanden und hat zu ihr gesagt: ‚Guck Mama, dees isch en Russabua!‘“ Für einen Russen gehalten zu werden, so Willi Schlegel, darüber sei er sehr stolz gewesen.

Nach Beendigung des Krieges seien die Gefangenen wieder in ihre Heimat abgereist. Vereinzelt hätten Russen aber deutsche Frauen geheiratet und wären in der Gegend geblieben.

## Fahr- und Motorräder

An Hochräder im Straßenbild kann sich Willi Schlegel nicht mehr erinnern. Das einzige Hochrad in Dürmentingen stand bei einem Schmied, den man Oberschmied Sigg nannte, war aber nicht mehr im Gebrauch. Über das, dem Hochrad folgende Modell sagt Willi Schlegel: „Das waren Fahrräder, wie man sie heute hat, bloß besaßen sie noch keinen Freilauf. Man mußte dauernd mittreten. Auf den Sattel gelangte man über einen Aufstieg am Hinterrad. Die Räder waren mit Vollgummireifen ausgestattet. Fahrräder besaßen sehr wenige. Die meisten Leute sind zu Fuß gegangen.“

Damals gab es einen Versandkatalog von der Firma August Stukenbrok in Einbeck. Die führte Spielwaren, Nähmaschinen, Fahrräder und Fahrradersatzteile. Ich habe heute noch zwei Nachdrucke von diesen Katalogen. Die Fahrradglocke kostete damals 30 Pf. Das scheint spottbillig, aber verglichen mit den Stundenlöhnen war das teuer. Man hat ja nur 30 bis 40 Pf verdient in der Stunde, wenn man überhaupt eine Arbeit hatte.“

Zum Motorrad meint Willi Schlegel: „Vor 1920 gab es meist nur Pferdefuhrwerke und Kutschen. Man hatte es nicht so eilig wie heute. Danach kamen die Motorräder mehr zum Zug. Anfänglich hatten diese Fahrzeuge noch einen Riemenantrieb auf das Hinterrad und ein Getriebe mit Kupplung. Aber die Bereifung war schon mit Luft. Vollgummireifen gab es überhaupt nicht beim Motorrad.“

Zunächst waren für Nachtfahrten Carbidlampen an den Motorrädern, dann folgten die Dynamos am Reifen, aber dafür mußte man einen Aufpreis zah-



1912: Hauptkatalog der Firma August Stukenbrok, Einbeck.

len und das Licht war auch nicht besonders. Erst 1927/28 kamen die Armin-Motorräder auf mit elektrischer Beleuchtung.

## Der Zulassungsstempel

Versicherungen für Motorradfahrer gab es erst im Jahre 1935, aber die Zulassung und die Steuer kosteten schon Geld. Wollte man sich um die Zulassungsgebühr drücken, dann ist man zu einem Bauern gegangen, der einen alten Stempel von der Fleischschau besaß. Der Stempel hatte die Größe des Zulassungsstempels vom Oberamt. Da ist man zunächst hergegangen und hat die Nummerntafel neu gestrichen und hat die Nummern draufgepinselt. Geprägte Nummerntafeln gab es noch nicht. Die Nummer des Oberamtes Riedlingen hatte die Zeichen III Y. Auf das getrocknete Schild kam dann der Stempel. Damit man nicht erkennen konnte, was auf dem Stempel stand, hat man ihn etwas nach links und nach rechts gedreht. Das war natürlich Urkundenfälschung. Dem Bauern hat man für diese Geste 1 Mark bezahlt.“

Für diejenigen, die Geschichte nicht an Jahreszahlen festmachen, sondern an Bildern, sei gesagt, daß diese kleinen Betrügereien stattfanden zu einer Zeit, als auf den Feldern noch viele Menschen arbeiteten, die ihre Arbeit unterbrachen, um dem Zeppelin nachzuschauen, der stolz über ihnen hinwegzog.



1935: Willi Schlegel mit seiner Schwester in Fahrradkleidung.

BMW-Motorrad 1934.



## Autos und Autofahrer

Als Willi Schlegel sein erstes Auto fuhr, da war er 15 Jahre alt. Das war 1925. Damals ist er noch schwarzgefahren. Er meint: „Die Polizei war damals noch nicht so schnell, daß sie einen hätte einholen können, wenn man schwarzgefahren ist.“ Damals gab es im Deutschen Reich 172000 Personenkraftwagen. 25 Jahre später nach dem 2. Weltkrieg waren es schon 240000 Pkw. Mit dem Wirtschaftswachstum begann der Autoboom: 1960 4,5 Mio., 1970 14 Mio. und 1980 23 Mio.

Diese Zahlen machen deutlich, daß Willi Schlegel wirklich zu den „ersten“ Autofahrern gehörte, wenn man den Begriff nicht wörtlich nimmt. Natürlich gehörte dieses Auto, das er schwarzgefahren hatte, nicht ihm, sondern seinem Vater. Es gab kaum einen Arbeiter, der ein Auto hatte. Autobesitzer waren zumeist höhere Beamte, manchmal auch Lehrer, Pfarrer, Ärzte oder Geschäftsleute. Die Bauern waren den Autofahrern gegenüber nicht so gut gesonnen.

Willi Schlegel: „Das war ja zu verstehen. Die Fuhrwerke sind normalerweise in der Mitte der Straße gefahren. Die Straßen waren nämlich kaum halb so breit wie die heutigen. Wollte ein Autofahrer überholen, dann mußte der Fuhrmann ausweichen, was er oft nicht getan hat. Manchmal ist der Hunderte von Metern stur auf der Mitte gefahren mit seinem Heu- oder Mistwagen, und dann hat man gehupt und gehupt und zuletzt ist er doch

noch auf die Seite gegangen. Ich weiß einen Fall hier bei dem Riedlinger Arzt Dr. Mißmahl. Er fuhr mit offenem Dach und als er den Bauern Matthäus Schwendele überholte, schlug der mit seiner Geißel auf ihn ein, ohne sich vorher zu überzeugen, ob der Mann am Steuer nicht gerade sein Hausarzt sein könnte.“

## **Straßen anno dazumal**

Tadellose Straßen und ein zuverlässiges Auto sind dem heutigen motorisierten Verkehrsteilnehmer eine Selbstverständlichkeit. Willi Schlegels Schilderung einer Autoreise aus der Pionierszeit des Autos zeigt in dieser Hinsicht weniger komfortable Verhältnisse: „Von Riedlingen weg gab es noch keine einzige Teerstraße. Die Straßen nach Saugau, Ravensburg, Reutlingen oder Ulm waren nicht befestigt. Es waren nur Kies- oder Staubstraßen. Es war ganz normal, daß man bei einer Fahrt von Riedlingen nach Ulm oder Ravensburg ein- oder zweimal das Rad wechseln mußte. War nach der zweiten Reifenpanne das Ersatzrad auch kaputt, dann mußte man unterwegs flicken. Man hatte damals Wulstreifen, noch keine Stahlseilreifen. Wenn man etwas schneller gefahren ist, sind die Wulstreifen aus der Felge rausgegangen. Hatte man Pech, dann ist einem dabei der Schlauch noch geplatzt. Wir haben die Reifenwechsel und sonstige Pannen nicht als Erschwernis empfunden. Das hat einfach zum Autofahren dazugehört. Wenn man heimgekommen ist, dann hat man erzählen können: ‚Du, ich bin heut‘ mit dem Auto in Ravensburg gewesen oder in Ulm!‘ Dann haben die Leute Bauklötzchen gestaunt. Heut‘ staunt keiner mehr, wenn man erzählt, man sei mit dem Auto in Ravensburg gewesen. Selbst wenn man erzählen würde, man käme grad‘ aus Venedig oder Hamburg, wäre niemand beeindruckt.“

## **Von der Freiheit eines Autofahrers**

Willi Schlegel hat die Entwicklung des Autoverkehrs miterleben können und weiß, wie es heute auf den Straßen aussieht im Feierabend-, Wochenend- und Urlaubsverkehr. Er hat auch die Diskussionen verfolgt, die sich mit den Überlegungen befaßten, Autos in der Kolonne mit elektronischen Geräten zu steuern, und zwar umfassend zu steuern, in der Fahrtrichtung, im Abstand zum Vordermann und in der Geschwindigkeit. Willi Schlegel meint dazu: „Abgesehen von den hohen Kosten, die ein solches Leitsystem verursachen würde, glaub‘ ich, daß das Autofahren so keinen Spaß mehr machen würde. Man hat früher als Autofahrer viel Freiheit gehabt. Es gab in den Jahren 1927/28 nur fünf bis sechs Verkehrszeichen, heute sind es etwa 150 Zeichen. Auf dem Land gab es überhaupt keine Verkehrszeichen; weder zur Kennzeichnung der Hauptstraßen noch der Nebenstraßen. In meiner Fahrschule hat der Fahrlehrer nie gesagt: ‚Paß auf, jetzt kommt eine Hauptstraße! Paß auf! Wenn du anfährst, mußt du rückwärts schauen!‘ Es war ja keiner da, der hätte kommen

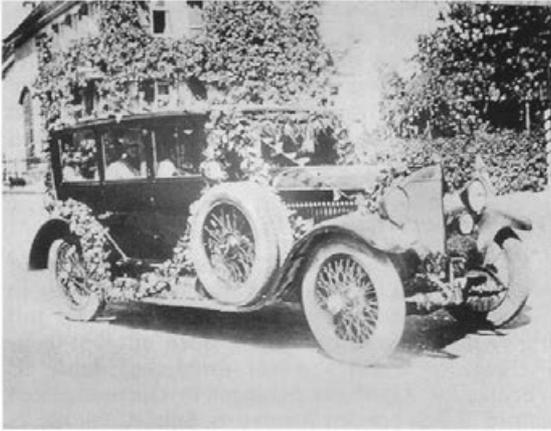
können. Unfälle hat es damals auch gegeben. Ganz, ganz selten sind zwei Autos zusammengestoßen. Eher kam es vor, daß einer auf einen Baum oder Telegraphenmasten gefahren ist. Lange hat sich im Volksmund die Warnung gehalten, die man den Autofahrern beim Abschied immer mitgegeben hat: ‚Fahr auf koin Baum nauf!‘“

## **Die Lenkschnecke**

Als Willi Schlegel 1926/27 seinen Fahrunterricht absolvierte und danach bei Fahrlehrer Lehleiter in Ostrach die Prüfung machte, hatte er weder mit den wenigen Verkehrszeichen, noch mit den technischen Daten eines Autos Probleme, denn als Lehrling im Autohaus Schlegel in Dürmentingen konnte er sich bei den Autos aus. Sein Kurskollege, ein robuster Metzger und Viehhändler dagegen, konnte sich die fremdartigen Begriffe aus der Technik überhaupt nicht merken. Diesem Mann also stellte der Prüfer folgende Frage: „Saget Se mal, Herr Sowieso, wie geht das vor sich mit der Lenkung? Und zwar, angefangen bei dem, was Sie in der Hand habet bis runter an die Nabe?“ Bei richtiger Antwort hätte der Metzger die Begriffe Lenkrad, Lenksäule, Lenkschnecke, Lenksegment, Lenkhebel und eventuell noch einige andere wissen müssen, aber das schaffte er nicht. Er begann zunächst richtig beim Lenkrad, das man drehen kann, nannte dann die Lenksäule, wußte dann aber nicht mehr, wie das Ding unten an der Lenksäule hieß. Als er gar nicht mehr weiterkam, wollte der Prüfer ihm eine Eselsbrücke bauen und sagte: „Ich helfe Ihnen. Vielleicht haben Sie ein Kosewort für ihre Frau. Wisset Sie, wie man zu einer Frau, die man gern hat, so sage kann?“ Der Prüfer hoffte nun, dem Metzger würde die „Schnecke“ einfallen. Der aber saß grübelnd da und dachte angestrengt nach. Schließlich hellte sich seine Miene auf und er sagte erleichtert: „Etz woiß i’s. Dees hoißt ‚Schraube‘.“ „Hm“, meinte darauf der Prüfer, „das Ding sieht schon aus wie eine Schraube, aber ‚Schraube“ als Kosenamen für Ihre Frau, das wär‘ schon ungewöhnlich. Trotzdem, Sie haben das Richtige gemeint.“ Der Metzger erhielt den Führerschein. Seine „Schraube“ hatte ihn gerettet.

## **Fahrschul-Erinnerungen**

Schlegel, aus dessen Erinnerungen die „Schrauben-Geschichte“ stammt, berichtet weitere Details aus seiner Fahrschulausbildung. Er sagt: „Ich bin seit 1926/1927 unfallfrei gefahren. Das heißt nicht, daß ich immer fehlerlos gefahren bin. Jeder Fahrer macht Fehler. Wenn einer keinen Unfall gemacht hat, dann hat er Glück gehabt. Prahlen braucht keiner damit. Ich mußte damals zum Unterricht nach Ostrach fahren. Das waren etwas weniger als 45 km. Für eine einzige Fahrstunde war das ein großer Aufwand. Meistens hat der Unterricht abends stattgefunden oder sonntags morgens. An einem Sonntag mußte ich schon um 7 Uhr morgens dort sein. Mein Fahrrad blieb in Ostrach stehen und wir sind mit 4 Fahrschülern eingestiegen. Sechs Personen



1926: Neuer Mercedes des Fahrschullehrers Lehleiter aus Ostrach. Einmal durfte Willi Schlegel mit diesem Auto fahren.

hatten in dem Wagen Platz. Es war ein offener NSU-Wagen. Die Schaltung war außerhalb der Karosserie, also eine Kulissenschaltung. Sie hatte eine Besonderheit. Wollte man den Rückwärtsgang einlegen, dann mußte man mit dem Daumen auf einen Knopf drücken. Dadurch wurde eine Sperre gelöst und der Rückwärtsgang erst einlegbar. Viele Schüler machten aber den Fehler und drückten auch bei Vorwärtsgängen auf den Knopf. Das verursachte aber im Getriebe ein Kratzen, das der Fahrlehrer äußerst ungern hörte. Saß ein Schüler am Steuer, der den Knopf immer wieder unnötigerweise drückte, dann ließ der Lehrer anhalten. Aus seinem ‚Leiblesdäschle‘ nahm er ein Gummikäppchen, aus dem die Spitze eines Reißnagels schaute. Dieses Gummikäppchen stülpte er über den Knopf mit der Bemerkung: ‚Dees hot en End, dees Drucka!‘ Wer weiterhin nervös oder vergeßlich war, wurde so lange durch einen Stich in den Daumen an seinen Bedienungsfehler erinnert, bis er es begriffen hatte.

Um auf die Fahrstunde an diesem Sonntag morgen zurückzukommen, die Fahrt ging zuerst von Ostrach nach Saulgau. Es fuhr ein Kursteilnehmer. An einer Wirtshaus in Saulgau mußte er anhalten und aussteigen. Wie der dann zurückkam nach Ostrach, danach hat niemand gefragt. Der nächste Fahrschüler begab sich ans Steuerrad. Er fuhr von Saulgau nach Riedlingen und wurde in Riedlingen am ‚Deutschen Kaiser‘ abgesetzt. Ein Fahrschüler, der vor dem Gasthaus gewartet hatte, setzte die Fahrt fort nach Zwiefalten. Am Gasthaus zum ‚Kreuz‘ wurde wieder gewechselt. Ein Fahrschüler stieg zu und ich kam ans Steuer. In Tigerfeld am Adler hat man angehalten und hat einen Wartenden aufgenommen. Ich mußte aussteigen und bin dann als junger Kerle gottverlassen vor dem Adler in Tigerfeld gestanden. Irgendwie mußte ich doch nach Ostrach kommen, wo mein Fahrrad stand, mit dem ich nach Dürmentingen zurückfahren wollte. Ich bin also losmarschiert und habe Kut-

schen und Fuhrwerke angehalten, die mich streckenweise mitgenommen haben, bis ich Ostrach erreicht hatte. Bis ich zu Hause ankam, war es Mitternacht, und das alles wegen einer einzigen Fahrstunde. Die Mindeststundenzahl betrug 10 Stunden. Der Fahrlehrer hat gleich gesagt, als ich anfang: ‚Du mußt keine 10 Stunden machen, aber zahlen mußt du sie.‘ ‚Wirklich genommen habe ich 3½ bis 4 Stunden, aber bezahlt habe ich 192 Mark, den vollen Preis. Das war viel Geld, denn ich hatte als Lehrling einen Wochenlohn von 6 Mark im 1. Jahr, 8 Mark im 2. Jahr und 12 Mark im 3. Lehrjahr. Mein Vater konnte mir kein Geld geben, da mußte ich selber schauen, wo ich das Geld herbringe.‘ Darauf, daß es ihm gelang, ist Willi Schlegel heute noch stolz. Er sagt: ‚Ich war einer der ersten, der in Dürmentingen den Führerschein hatte. Das war auch etwas!‘

## Das Auto als Statussymbol

Weil so wenige ein Auto fuhren, war es naheliegend, daß man als Autofahrer mit seinem Auto angab. So erregte man auf jeden Fall Aufsehen, wenn man sich in einer Wirtschaft in eine Runde setzte und den Autoschlüssel demonstrativ auf den Tisch legte. Gleich hieß es: ‚Wa, du bisch mitem Auto do?‘ Die Leute standen auf und gingen vor die Wirtschaft, um sich selber zu überzeugen, ob da wirklich ein Auto vor dem Haus stand. Noch viel mehr als heute war das Auto ein Statussymbol. Sogar die Polizisten bewunderten die Autofahrer, selbst wenn sie nicht mehr nüchtern waren. So berichtet Willi Schlegel, daß er im Jahre 1929 mit zwei seiner Schwestern nach Hailtingen ins Bräuhaus gefahren sei. Er habe dort zu viel Bier getrunken. Gerade habe er das Wirtshaus verlassen, da sei der Polizist Eppenstein aufgetaucht. Der habe ihm aber nicht den Autoschlüssel abgenommen, wie das ein Gesetzeshüter heute machen würde, sondern habe ihm sogar noch unter die Arme gegriffen, ihm ins Auto geholfen und ihn ermahnt: ‚Etz fahr aber langsam hoim!‘

Das habe Schlegel dann auch eingehalten. Wie ihm seine Schwestern am folgenden Morgen berichtet hätten, habe er vor jeder starken Kurve den Wagen angehalten, sei ausgestiegen, habe die Kurve abgesritten und sei erst danach äußerst vorsichtig weitergefahren.

## Autobau in Deutschland

Nachdem Deutschland den 1. Weltkrieg verloren hatte, durften laut Versailler Vertrag keine Flugzeuge und Waffen mehr hergestellt werden. So nutzten viele Firmen die vorhandenen Einrichtungen zum Bau von Autos. Es gab in Deutschland zwischen 1925 und 1935 bis zu 180 Autofirmen. Manche waren davon so klein, daß sie in einem Monat ein bis zwei Fahrzeuge hergestellt haben, so z. B. die Firma Steiger in Burgrieden. Dort waren etwa 20 Leute beschäftigt. Es sind eine Vielzahl von Autotypen entstanden: Autos mit Vorderrad- und Hinterradantrieb, Autos, die den Motor hinten und

andere, die ihn vorne hatten, stromlinienförmige Modelle, Pritschenwagen, kleine Lastwagen oder Universalwagen, die ausbaufähig waren. Viele Fabriken, so Schlegel, seien bankrott gegangen. Die Autohändler seien von Haus zu Haus gegangen und hätten ihre Fabrikate angepriesen. Dadurch, daß durch die Reparationszahlungen die guten Stahlqualitäten ins Ausland abgeführt werden mußten, ergaben sich für die deutschen Autobauer Probleme. Willi Schlegel: „Ich weiß noch, wie oft bei den Autos die Achsschenkel gebrochen sind, und daß die Welle, die das Hinterrad angetrieben hat, abriß. In hunderten Fällen ist das passiert und darum waren wir mit unseren Autos nicht mehr konkurrenzfähig. Die Firma Widder in Riedlingen und ein Mann aus Alleshäusern, die hatten einen Ford, das T-Modell. Dieses Modell wurde ja in Massen am Fließband gefertigt. Wie zäh das Stahlmaterial, das man für dieses Auto verarbeitete, war, kann man sich gar nicht vorstellen. Achsschenkelbolzen, Federbolzen, das war alles halb so stark wie an unseren Fahrzeugen. Wir mußten viel zu schwere Fahrzeuge bauen und dementsprechend war auch der Benzinverbrauch höher.“ Willi Schlegel erinnert sich an die Autos seines Vaters: „Wir hatten in der Mühle einen Opel 4/16. Die Vier bedeutete 4 Steuer-PS und die Sechzehn 16 Brems-PS. Das war ein offener Wagen. Dann haben wir von einem Zahnarzt gebraucht eine Limousine gekauft, eine 4/20, also mit 20 Brems-PS. Die Leistung des Autos war nicht gut, weil es zu schwer war. An einem schweren Rahmen waren die Achsen und Federn befestigt. Auf dem Rahmen saß die Karosserie auf. Man konnte sie abschrauben. Sie bestand nicht nur aus Blech, sondern aus einem Gerippe aus Buchenholz. Das war auch schlecht, weil das Holz mit der Zeit verfault ist oder sich verzogen hat. Wenn z. B. die Tür über Nacht nicht richtig eingerastet war, dann hat sie sich verzogen und ist lange nicht mehr zugegangen.“

1938 wurde in der Hitlerzeit in Wolfsburg das Volkswagenwerk gebaut. Damals hatte Ferdinand Porsche, der wohl einer der genialsten Autokonstruktoren der damaligen Zeit gewesen ist, den Auftrag bekommen, einen Wagen zu entwickeln, der für das ganze Volk da ist. In acht großen Hallen konnte das Auto rationell hergestellt werden. Es war ein Auto mit luftgekühltem Heckmotor, vier Zylindern – und was selten war – schon mit einem Viergang-Getriebe. Außerdem hatte der Wagen eine Drehstabfederung. Nach seiner Form wurde er Käfer genannt. Es hieß, es sei ein Auto für alle Schichten der Bevölkerung, das man für 1000 Mark kaufen könne. Man hat Anteilsscheine zu je 100 Mark zeichnen können. Mit diesem Geld wurde das VW-Werk gebaut. Vorläufig haben die Leute aber nichts zu sehen bekommen von ihrem Volkswagen, denn das Werk hat in erster Linie für Kriegszwecke Kübelwagen produziert. Bis Ausbruch des Krieges liefen in Riedlingen nicht mehr als 5 bis 6 Käfer.“

Willi Schlegel war schon Soldat und nahm in Wolfsburg in der Kundendienstschule des Werkes an einem Kurs teil, als er Ferdinand Porsche bei ei-

nem Vortrag über die Bedeutung des Volkswagenwerkes für die zukünftige Autoindustrie in Deutschland erlebte.

Zu den Lastwagen der Jahre 1920 bis 1930 meint Willi Schlegel: „Lastwagen gab es damals noch ganz wenige. Sie hatten noch Vollgummibereifung. Die Bremsen waren rein mechanisch. Da mußte man unheimlich draufdrücken aufs Bremspedal, nur daß man gemerkt hat, es bremst. Da die Bremswirkung mangelhaft war, hat der Beifahrer noch mitgeholfen mit der Handbremse. Die Handbremse ging damals immer auf die Kardanwelle und die Fußbremse auf die beiden Hinterräder. Die Vorderräder wurden noch nicht gebremst. Natürlich wurden die Lastwagen ohne Lenkhilfe gesteuert.“

## Inflation und Arbeitslosigkeit

Über das Interesse der Landbevölkerung an der Politik sagt Willi Schlegel: „Von 1920 bis 1930 nahm die Anzahl der Parteien ständig zu, aber dafür haben wir uns weniger interessiert. Auf dem Land wurden die kleinen Parteien sowieso nicht gewählt. Die größte Partei war immer die Zentrumspartei. Die Sozialdemokraten traten bei uns nicht in Erscheinung und waren für den Bauern auch uninteressant. Die Leute haben meistens gewählt, was der Pfarrer und der Lehrer im Ort gesagt haben. Der Pfarrer, der Lehrer und der Schultes, diese drei wurden in unserem Dorf noch als Autoritäten angesehen.“

Schlimm war es, als 1922/23 die Inflation kam. Da ist das ganze Geld restlos kaputtgegangen. Die Geldentwertung ging so rasant, daß von einem Markttag zum anderen das Geld, das mein Vater für 6 Jungschweine erhielt, nicht mehr ausreichte, um damit einige Spulen Faden und Knöpfe zu bezahlen. Nur einmal hatte die Inflation etwas Gutes für meinen Vater, weil er mit Inflationsgeld einen Haftungsschaden bezahlen konnte. Und das war so: Wir hatten ja einen Dieselmotor für das Elektrizitätswerk. Ein Tankwagen brachte uns das Dieselöl und wir lagerten es in einem runden Behälter in Bachnähe. Der Behälter hatte ein Fassungsvermögen von einigen tausend Litern und war zur Hälfte im Boden versenkt. Er war schon jahrelang in Gebrauch gewesen, bis man eines Tages Ölreste in der Kanzach entdeckte. Man hat der Sache aber keine große Beachtung geschenkt. Allerdings wurde der Fleck auf dem Bach immer größer und plötzlich war er ganz von Öl bedeckt. Die Folge war ein Fischsterben. Der Behälter wurde ausgepumpt und man stellte fest, daß er ein Loch hatte. Die Polizei kam. Mein Vater wurde angezeigt und in einer Gerichtsverhandlung für den Fischschaden in der Kanzach als auch in der Donau haftbar gemacht. Die Schadenssumme war enorm und hätte unser halbes Geschäft ruiniert, wenn mein Vater mit gutem Geld hätte zahlen müssen. Gott sei Dank war es mitten in der Inflation und mein Vater konnte mit dem Erlös für ein Ferkel die Schuld loswerden.“

Auch Bauherren, die ein Riesenhaus oder eine große Fabrik gebaut hatten und noch verschuldet



1930/31: Willi Schlegel ist arbeitslos, aber eine Kutschenfahrt mit dem Burgauer Wirt hebt die Laune. Willi Schlegel, 4. von links. Personen von links: Frau Reichmann mit Tochter Klara, Babette Brobeil, Willi und Anna Schlegel, Emma Schäfer, Otto Reichmann und Fuhrmann Bastian.

waren, konnten leicht mit Inflationsgeld ihre Schulden bezahlen. Die Lieferanten und die Handwerker waren die Dummen.

So bin ich einmal mit dem Zug von Stuttgart nach Riedlingen gefahren. Als der Zug durch Esslingen fuhr, sprach mich eine Frau an und sagte zu mir: ‚Sehen Sie da drüben den Schornstein? Da steht ‚DiK‘ drauf. Wissen Sie, was das heißt? Das heißt ‚Deutscher Inflationkönig‘. Der Feilenfabrikant DiK hat die Fabrik mit Inflationsgeld bezahlt und hat dadurch ein Riesengeschäft gemacht!‘

Die schlimmsten Jahre waren wohl die Jahre 1931/32. Da hat alles preislich so abgeschlagen, aber es hatte niemand Geld. Da sind Häuser verkauft worden für 2000 Mark. Die sind drei- bis viermal in der Zeitung gewesen, aber die hat niemand kaufen können. Als meine Großmutter 1931 in Riedlingen starb, hat sie in der Kastanienallee ein nettes Haus hinterlassen, das an vier Erben ging. Meine Eltern hätten gerne das Haus übernommen. Dann hätten sie an die drei Geschwister meiner Mutter insgesamt 4500 Mark ausbezahlen müssen, aber das Geld hatten sie nicht.

Mein Vater hat ein Sägewerk gehabt. Sechs Jahre lang hat in der schlechten Zeit das fertige Schnittholz, das mein Vater hergestellt hat, beim Verkauf weniger Geld eingebracht als er selbst für das Langholz im Wald dafür bezahlt hat. Alle Sägewerke in der ganzen Umgebung, ob in Buchau, in Kanzach oder Hailtingen, haben Bankrott gemacht. Unsere Sägerei konnte nur überleben, weil wir noch die

Mühle, das Elektrizitätswerk und die Landwirtschaft hatten.

Die Leute haben gemeutert, sind auf die Palme gegangen und haben zuletzt gesagt: ‚Jetzt müssen wir etwas anderes wählen!‘ Da hat eben die NSDAP vorläufig am meisten bieten können. Wenn man heute zur Wahl geht, dann will man etwas wählen, was einem am günstigsten erscheint. Das wollte man damals auch.

Ich selber bin damals auch arbeitslos gewesen und habe Arbeit gesucht. Aushilfsweise habe ich bei meinem Bruder Max in der Werkstatt geholfen. Als er auch keine Arbeit mehr hatte, bin ich mit meinem Arbeitskollegen und Schulkamerad Josef Schlegel auf die Wanderschaft gegangen. Ich hatte in den Bund meiner kurzen Hose 25 Mark eingnäht und mir vorgenommen, dieses Geld nur im Falle einer schweren Erkrankung anzugreifen. Sonst wollte ich ohne eigenes Geld auskommen. Das ist auch gegangen. Wir sind zu den Metzgern gegangen und haben um einen Zipfel Wurst gebeten. Bei den Bauern haben wir um Brot gebettelt. Manchmal ist man so deprimiert gewesen, daß man so etwas tat, aber mit der Zeit war man das gewöhnt.

Wir waren in München, als wir erfuhren, daß es in Wolfratshausen einen Pfarrer geben sollte, der jedem Handwerksburschen 50 Pf schenken würde. Dieser 50 Pfennig wegen sind wir dann die 40 km von München nach Wolfratshausen geradelt. Von Gesellenhaus zu Gesellenhaus führte uns unsere

Arbeitsuche bis nach Passau. Mein Ziel wäre eigentlich Ungarn gewesen, aber der Sepp ist nicht mitgegangen. Von Passau aus haben wir einen anderen Rückweg genommen. Und jetzt haben wir gesagt: ‚Wir müssen jetzt unbedingt eine Arbeit finden!‘ Von Werkstatt zu Werkstatt sind wir gegangen und haben gefragt, und immer die gleiche Antwort: ‚Ihr könnt gleich wieder gehen. Es hat gar keinen Wert!‘ Schließlich habe ich zu meinem Kameraden gesagt: ‚Sepp, jetzt machen wir folgendes: Wir arbeiten ohne Lohn, bloß um das Essen und die Übernachtung. Probieren wir’s!‘ Es war nichts zu machen. In den Betrieben hieß es stets: ‚Das Angebot ist prima. Wir würden es auch gerne annehmen und Sie ein paar Wochen behalten, aber schauen Sie! Jeden Tag kommen Arbeitsuchende aus unserer eigenen Ortschaft an unserem Haus vorbei. Wenn die dann sehen, daß wir Fremde beschäftigen, was meinen Sie, was die dann mit uns machen!‘ So haben wir auch um null Lohn nichts gefunden und sind wieder heim nach Dürmentingen. Jetzt können Sie sich vorstellen, was wir für eine Stimmung hatten und was wir von den vielen Parteien, die es gegeben hat, gehalten haben.“

### Erinnerungen an jüdische Mitbürger

Als Sohn eines Landwirts hatte Willi Schlegel von klein auf Kontakt mit jüdischen Viehhändlern. Schlegel berichtet: „Wir hatten an sich die Juden gern gehabt und haben gerne mit ihnen verkehrt.

Ich erinnere mich an Einstein, der beim Kauf von Pferden auf dem Markt den Schmuser gemacht hat. Als Schmuser hat er zwischen den Verhandlungspartnern auf dem Markt so lange vermittelt, bis sie sich auf einen Preis einigen konnten. Dafür hat er von beiden einen Anteil bekommen. Der hat drei Töchter gehabt und die haben bei uns im Haus laufend verkehrt und sind bei uns gern gesehen gewesen, als ob sie verwandt gewesen wären mit uns. Es waren nette Mädchen. Was mit denen passiert ist, weiß ich nicht. Ich habe nichts mehr von ihnen gehört. Wir sind dann ja in den Krieg gekommen. Dadurch ist alles in Vergessenheit geraten.“ Willi Schlegel kommt nochmals auf den Pferdehandel zurück. Er meint: „Mein Vater hat immer mit einem jüdischen Pferdehändler aus Ulm gehandelt. Er hieß Levi. Der Levi hat sich seine Pferde in Ungarn gekauft. Das waren richtige Wildpferde. Von diesen Pferden hat sich mein Vater immer zwei auf dem Markt zusammengestellt und dann gekauft. Waren sie dann nach einiger Zeit rausgefutert, dann hat man sie ans Einspannen gewöhnt und als Arbeitspferde verwendet. Mit dem Pferdehändler Levi hat sich mein Vater gut verstanden. Der war ein netter Mann und war aufgeschlossen. Sie haben von den Namen her gut zusammengepaßt. Mein Vater hat Max geheißt und der Levi Moritz. Die beiden Max und Moritz haben einander gern gehabt, und wenn die miteinander gehandelt haben, ist noch der Isidor Einstein von Buchau dazugekommen als Schmuser. Vor dem

*1929 kam Willi Schlegel als Arbeitssuchender durch Wolfratshausen. Wegen 50 Pfennig war er 40 km von München nach Wolfratshausen mit dem Rad gefahren.*



Bau der Eisenbahn von Buchau nach Riedlingen 1916 hat der Einstein die Strecke von 16 km Länge zu Fuß gehen müssen, erst hin und dann wieder zurück.

In Buchau waren etwa 350 Einwohner von 2100 Einwohnern Juden. Diese Leute waren nur Händler oder Fabrikanten. Das geht ja schon auf Jahrhunderte zurück, daß der Jude niemals Bauer sein durfte oder Handwerker. Da wurde er natürlich im Laufe der Jahre ein ganz gewandter Händler, wie man sich's gar nicht vorstellen kann. In Buchau gab es unter den Juden viele gleiche Familiennamen. Zur Unterscheidung hat man ihnen Übernamen gegeben. Es gab z. B. den dicken Weil, der handelte mit Fetten. Der andere war der Hirschweil. Der hatte im Gasthaus zum Hirsch einen Stoffladen eingerichtet. Und der jüdische Viehhändler, der zu uns kam, das war der Brillenweil. Den habe ich manchmal drei bis vier Wochen lang gefahren, wenn er bei den Bauern das Vieh aufgekauft hat in einem Gebiet von etwa 20 bis 30 km Durchmesser. Ich muß sagen, der hat eine Kenntnis gehabt und ein Gedächtnis! Der konnte den Bauern mit dem Vornamen ansprechen. Hat er sich mit der Bäuerin unterhalten, dann hat er gewußt, wieviel Kinder sie hat, wie die heißen und wie alt die sind. „Wie goht's em Josef? Isch dr Karl scho uss dr Schual?“ So hat der gesprochen. Vom Vieh war keine Rede, bis er einmal richtig mit den Leuten warm geworden ist. Wenn er die Leute gewonnen hatte, dann erst ging es in den Stall. Ich hab' einmal zu ihm gesagt: „Herr Weil, wie kommt es, daß Sie nie die Kuh kaufen, die Sie zuerst angesprochen haben?“ Darauf sagt der: „Weißt du, das ist so. Wenn man eine Kuh will, darf man nie dem Bauern sagen, die da möchte ich!, ich muß immer von der Kuh daneben reden, und die will der mit der Zeit gar nicht hergeben. Dagegen bietet er mir dann die Kuh daneben an, und das ist gerade die, die ich wollte!“

Der Brillenweil war aber nicht nur eigennützig. Er hat anderen Leuten auch geholfen mit guten Angeboten. Da war z. B. ein Ziegenbauer im Dorf namens Rudolf Schlegel. Zu dem ist der Brillenweil hin und hat gesagt: „Grüß Gott, Rudolf. Wie geht dir's? Könntest du keine Kuh brauchen?“ Darauf sagt der: „Brauchen könnt ich schon eine, aber zahlen kann ich sie nicht, ich kann doch keine Kuh kaufen!“ Darauf der Weil: „Ich würde dir eine Kuh reinstellen, wenn du willst. Bezahlen brauchst du nichts, weil sie mein Eigentum bleibt, aber du mußt sie füttern. Die Kälbchen und die Milch gehören dir.“ Der Rudolf war froh, daß ihm eine Kuh reinstellt worden war. Er war stolz, daß er jetzt auch ein Kuhbauer war und nicht bloß ein „Goißbauer“. Er hat sich nach einem alten Kuhgeschirr umgesehen und hat die Kuh vor einen Wagen spannen können, mit ihr das Heu einfahren können und pflügen können. Dieser Rudolf war so verbunden mit dem Viehhändler Weil, daß er ihm alle Kälber verkauft hat zu einem günstigen Preis. Rudolf war aber nicht der einzige Bauer mit einer geliehenen Kuh, Weil hatte davon hunderte.“

Neben dem Viehhandel gab es Kontakte zu jüdischen Mitbürgern auf Vereinsebene, allerdings mit

gewissen Vorbehalten, möglicherweise von beiden Seiten. Willi Schlegel: „Vor 1930 war das Verhältnis zu den Juden auch nicht so, wie es hätte sein sollen, aber trotzdem, es war ein nettes Verhältnis. Unsere Turnabteilung in Dürmentingen war dem Turnverein Buchau angeschlossen. Den Turnunterricht erteilte ein Turnwart namens Frei aus Weingarten. Der Verein organisierte auch Ausflüge. Bei einem dieser Wanderausflüge, der von Buchau nach Wimsen führte, waren auch sechs oder sieben Buchauer Judenmädchen dabei. Einen Judenbuben hab' ich überhaupt nie gesehen. Die waren jedenfalls immer fort in Internaten zur Ausbildung, während die Mädchen bei den Eltern blieben. Jetzt sind wir mit diesen Mädchen gewandert. Wir sind immer nett zu ihnen gewesen und die Mädchen auch zu uns, aber wir hätten uns nicht getraut, die einmal mit der Hand anzurühren. Das waren eben Judenmädchen und es wäre aus unserer Sicht unmöglich gewesen, da einmal eine zu heiraten. In unseren Köpfen steckte die Einstellung: Wir sind Deutsche, und wir sind Christen, und wir sind keine Juden, obwohl wir die vollkommen anerkannt haben. Diesen Mädchen hat es bei uns gefallen. Die haben mit uns gelacht und sind fröhlich gewesen, aber ein intimes Verhältnis wäre unmöglich gewesen.“ Die Kontakte zu den Buchauer Juden bestanden auch noch weiter, als Willi Schlegel schon die SA-Uniform trug. Er berichtet: „Wir haben unseren Dienst in Buchau gemacht. Da sind wir nachher in SA-Uniform zum Jud Vierfelder rein, zum Einkehren. Der hat ein Café gehabt und eine Wirtschaft, dort wo heute das Gasthaus zum Kreuz ist. Vierfelder hat uns immer Spielkarten mitgegeben, denn Juden spielen nur einmal mit einem Spiel. Gebrauchte Spiele sind bei denen verboten. Die alten Spiele haben wir dann mitgekriegt. Der Vierfelder war auch so ahnungslos, daß er bei uns einmal gesagt hat vor seiner Haustür, als wir gingen: „So Buaba, kommet au wieder!“ Die Juden haben 1935 noch nicht gewußt, welche furchtbaren Dinge auf sie zukommen würden, sonst wären die damals schon ausgewandert. Einige haben es gemacht, aber viele sind elend umgekommen in den Konzentrationslagern.“

Wenn wir das gewußt hätten, dann wäre der Hitler niemals ans Ruder gekommen. Er hat uns hereinlegen können durch die wirtschaftliche Seite und dadurch, daß wir wieder Arbeit bekommen haben. Das war an sich eine tolle Sache. Für die Jugend ist gesorgt gewesen, und vor allem wurde, anders als bei Stalin, das Vermögen der Leute nicht angegriffen.“

Wie wenig die Menschen die Drohungen der Nazis gegen die Juden ernst genommen haben, entnehme ich einer Begebenheit in Buchau aus dem Jahre 1938. Willi Schlegel: „Einmal war etwas Besonderes in Buchau. Da sprach der Reichsführer Rosenberg, der zuständig war für alle Ausgrabungen im Reichsgebiet. Für diesen Besuch lief in der Zeitung eine gewaltige Werbekampagne. Wir sind da mit der SA hinbeordert worden und mußten Spalier stehen. Franz Rinderknecht und ich, wir wurden ausgewählt, links und rechts vom Redner-

pult zu stehen, um den Redner zu bewachen. Noch rechtzeitig bevor Rosenberg eintraf, wurde bemerkt, daß noch kein Glas mit Wasser auf dem Rednerpult stand. Jetzt wurden wir beide weggeschickt, um ein Glas Wasser zu besorgen. Jetzt kam uns der Gedanke, zum jüdischen Fetthändler Weil zu gehen und den um Wasser zu bitten, denn in der Turnhalle, dem Ort der Veranstaltung, gab es noch keine Wasserleitung. Als wir dann das Glas auf das Rednerpult gestellt haben, hat uns das gefreut, daß ein überzeugter Naziredner ein „Judenwasser“ zu saufen bekam. Das behielten wir aber natürlich für uns.“

Daß sich in den folgenden Jahren der Druck auf die jüdische Landsleute ständig verstärkte, blieb natürlich auch Willi Schlegel nicht verborgen. Einleitend zu seiner Schilderung der Brandlegung der Synagoge in Buchau sagt er: „Natürlich haben wir das auch 1938 empfunden, daß man das mit den Juden nicht tun darf. Daß man die Juden daheim abholt, haben wir zuerst nicht gewußt. Man hat sich auch nicht getraut da nachzufragen, wo die Leute sind und was sie tun. Es war nicht unsere Aufgabe. Es hat jeder seine eigenen Sorgen gehabt.“

Ungewollt wird Willi Schlegel Zeuge, wie in Buchau die Synagoge angezündet wird. Er erzählt: „Einen Tag nach der Reichskristallnacht kommt der Franz Kamm, unser ehemaliger Roßknecht und späterer Storchenwirt in Dürmentingen und Immobilienhändler in Friedrichshafen, zu mir und sagt: ‚Du Willi, könntest du mich, weil ich das Auto bei euch hab beim Machen, nach Schussenried fahren auf den ersten Zug? Der geht um 1/25 Uhr von Ulm nach Friedrichshafen.‘ Ich habe ihn mit unserem Opel P4 gefahren. Wie wir etwa um 4 Uhr morgens in Buchau an der Wirtschaft zum Kreuz vorbeifahren, sehen wir da plötzlich einen Lastwagen stehen. Das war etwas Ungewöhnliches, daß da mitten auf der Straße nachts ein Lastwagen stand. ‚Du, halt mal an!‘ hat der Franz gesagt. Ich hab gehalten. Der Lastwagen hatte eine Biberacher Nummer. Schade, daß ich damals die Nummer nicht aufgeschrieben habe, dann hätte man nach dem Krieg den Fahrzeughalter ermitteln können. Dann haben Männer die Klappe hinten aufgemacht, ein paar Dielen schräggestellt und darauf zwei bis drei Benzinfässer mit je 200 l runtergerollt in Richtung Synagoge. Darauf hat der Franz zu mir gesagt: ‚Fahr zu, davon will ich nichts wissen!‘ Als ich dann vom Bahnhof Schussenried zurückgekommen bin, hat die Synagoge gebrannt. Daß man schon einen Tag vorher versucht hatte, die Synagoge anzuzünden, habe ich damals nicht gewußt. Es ist nicht leicht eine Kirche anzuzünden, und da haben die scheinbar das Benzin gebraucht, um das Feuer zu entfachen. Die Feuerwehr war wohl da, die haben aber bloß auf das Schuhhaus Sandmaier nebenan gespritzt, damit das nicht weiterbrennt. Zuschauer waren keine da. Die haben bloß von weiter weg aus dem Hintergrund zugeguckt. Ab und zu ist einer gestanden und hat zugeguckt. Auch aus den Fenstern haben welche rausgeschaut. Niemand hat da was wissen wollen.“

Ein oder zwei Tage danach kam in der Zeitung, die Buchauer hätten sich gerächt. Das hat ja radikal nicht gestimmt. Von dort an haben wir gewußt, was da ungefähr läuft und daß die radikal gegen die Juden vorgehen. An das Schlimmste, an die Dinge, die erst nach dem Krieg richtig rausgekommen sind, haben wir aber immer noch nicht gedacht. Leider!“

## Die Nationalsozialisten kommen an die Macht

In seinen Ausführungen über die Arbeitslosenzeit vergleicht Willi Schlegel die Situation eines Arbeitslosen heute mit der eines Arbeitslosen damals in den 30er Jahren. Er meint: „Wenn man heute arbeitslos ist, dann ist das nicht so schlimm wie damals. Wenn damals in Dürmentingen oder Riedlingen irgend jemand arbeitslos wurde, dann hat das Arbeitsamt zuerst einmal nachgeforscht, ob der auch ohne Arbeitslosengeld auskommt. Hatte der Arbeitslose Verwandte, die eine Landwirtschaft besaßen, dann verwies man ihn an diese Leute mit dem Hinweis, er könne dort ja mitarbeiten und mitessen. Es spielte dabei keine Rolle, ob der Verwandte nur eine ganz kleine Landwirtschaft hatte mit zwei Kühen und selbst kaum zu leben hatte. 80 % der Arbeitslosen haben bei uns aus diesem Grund keine Unterstützung vom Arbeitsamt erhalten. Es sind immer wieder neue Parteien entstanden, die auf die bisherigen Parteien geschimpft haben. Und jede neue Partei hat die Rettung der Menschen vor Arbeitslosigkeit und Not versprochen. Viele Wahlen fanden statt. Die Bürger waren verdrossen und man hat den Politikern nichts mehr geglaubt. Die Zentrums Partei verlor allmählich an Vertrauen. Man sagte von ihr, es seien viele Leute in dieser Partei, die nur den eigenen Nutzen suchten. In der Bevölkerung entstand die Meinung, daß sich die Großkapitalisten, die das Kapital besaßen, an den armen Leuten bereicherten. Zuletzt wählte man nicht mehr die Zentrums Partei oder die Bauern Partei, sondern weiß Gott was. Es gab ja so viele Splitterparteien. Man hat damals schon gehört vom Hitler, aber nichts Genaues. Aufs Land ist das nicht durchgedrungen. Man nannte die Hitleranhänger ‚Die Hakenkreuzler‘. Einzelne Leute in Uniform hat man gesehen. In Düsseldorf, wo ich 1928 war, waren die politischen Auseinandersetzungen ausgeprägter. Es gab Streiks und Straßenschlachten. Auf dem Land ging es friedlicher zu. Da wurden in den Wirtschaften von vielen Parteien Reden gehalten. Bei mir ging die Richtung zu den Deutschnationalen. Das war der Stahlhelm, eine eher gemäßigte Partei, die das Vaterland auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Überhaupt war ja das Vaterland das ein und alles damals. In dieser soliden Partei gab es keine Schreihälse. Ich bin zunächst dieser Partei nicht beigetreten, sondern habe mich bei denen engagiert. Als dann die Nationalsozialisten die Macht übernommen hatten, bin ich dem Stahlhelm beigetreten und habe mir die Stahlhelmuniform gekauft. Die hat ausgesehen so ähnlich wie die Wehrmachtuniform. Durch diese Uniform war man or-

ganisiert und dies wurde vom 3. Reich anerkannt. Gut, hat man sich gesagt, wenn schon jeder in einer Organisation drin sein muß, dann wenigstens in einer, in der die Schreier aus der NSDAP nicht dabei sind. Viel ältere Bauern sind da reingegangen. Wir hatten in Dürmentingen bei 1000 Einwohnern 50 Leute in Stahlhelmuniformen und nur etwa 6 bis 10 Leute in SA-Uniformen. Von Betzenweiler, Hailtingen, Heudorf sind auch Leute zu uns nach Dürmentingen gekommen und haben an unseren Übungen teilgenommen. Mit diesen Männern waren wir im Stahlhelm etwa 70 bis 80 Personen.“

Nach einiger Zeit wurde dann der Stahlhelm der SA angegliedert: „Eines schönen Tages mußten wir vor dem Rathaus antreten, und zwar so, daß wir in Richtung Rathaus schauten. Die SA stand mit dem Rücken gegen das Rathaus. Sie waren in der Überzahl, denn man hatte die Männer der SA aus Riedlingen und vielen anderen Ortschaften zusammengelesen. Dann kam plötzlich einer aus Ochsenhausen, ein Standartenführer der SA, und auch einige Führer des Stahlhelm, und dann ist bekanntgegeben worden: ‚Still gestanden, Augen rechts, melde hiermit Stahlhelm angetreten.‘ Bei der SA ging das genau so. Die Rede des Standartenführers aus Ochsenhausen hörte sich etwa so an: ‚Meine Herren! Nachdem unsere Führer sich einig sind, sind wir eine Gemeinschaft. Wir haben uns entschlossen, den Stahlhelm und die SA zu verschmelzen. Wir werden zukünftig einig sein in allem. Die Stahlhelmuniform können Sie selbstverständlich behalten. Sie werden jetzt eingegliedert in die SA. Derjenige, der mit dieser Entscheidung nicht einverstanden ist, soll jetzt die Hand erheben!‘

Nun, wer wird in dieser Situation schon die Hand heben. Auf den richtet sich doch das ganze Augenmerk. Man war praktisch gezwungen. Auf der anderen Seite dachte man: ‚Was kann schon passieren! Die Uniform können wir ja behalten. Da machen wir nach wie vor Dienst.‘ Der Dienst der SA war verhältnismäßig nett: Geländeübungen, Märsche, tolle Kameradschaft. Da hat man gewußt, was man am Samstag und Sonntag tut. Einen gewissen Zweifel, ob das lange anhalten würde mit der Uniform, hatte man schon. 1934 etwa war es dann soweit. Da hieß es: ‚Es ist nicht mehr erlaubt, diese graue Uniform zu tragen!‘ Was hat man getan? Man hat halt die andere Uniform angezogen, obwohl nicht der Hitler, sondern der Selte unser Idol war.

Von der SA aus habe ich Kurse auf dem Heuberg besucht und wurde zum Scharführer ausgebildet. Als Scharführer mußte ich eine Schar von acht Mann führen. Der Bürgermeister Störk aus Dürmentingen war Truppführer. Ihm unterstanden etwa 60 Leute. Als der Bürgermeister wieder weg mußte auf einen Kurs, hat er mich als seinen Stellvertreter angegeben. Weil der Bürgermeister ein netter Mann war, hab ich das gemacht.

Von einem Obersturmbannführer aus Ochsenhausen haben wir unseren Dienstplan erhalten. Dessen Übungen haben uns gar nicht gepaßt. Dann habe ich meinen Leuten vorgeschlagen, einen Fußball zu kaufen und Fußball zu spielen im Dienst.

Unter großer Zustimmung legten wir unser Geld zusammen und kauften einen Ball. Einige Wochen haben wir beim Schulhaus Fußball gespielt im Dienst, bis eines Tages von Riedlingen her ein Auto auftauchte, das auf dem Kotflügel eine Standarte hatte. Ich hatte das Auto rechtzeitig entdeckt und bin, weil ich nichts Gutes ahnte, abgehauen. Zuerst versteckte ich mich im Abort der Schule und habe gehört, wie man mich als stellvertretenden Truppführer gesucht hat. Vom Aborthäuschen der Schule wechselte ich hinüber in ein nahegelegenes Werkstattgebäude und von dort habe ich die Kontrolleure rumschreien hören. Dann wurde ich vorgeladen nach Buchau zu einer Parteigerichtsverhandlung. Am 6. November 1935 wurde ich dann aus der SA ausgestoßen. Ich hab' mir gesagt: Als Auto-mechaniker kann man mich nicht degradieren. Weiter runter als unters Auto kann ich ja nicht. Nun ist aber folgendes passiert: In der gleichen Zeit wollte ich mich beruflich verändern. Ich wollte nach Ravensburg zum Autohaus Sommer und mein Schwager, der Amann Karl, wollte nach Schussenried zum Arbeiten ins Torfwerk. Diesen Wechsel des Wohnortes wollte ich nutzen, um unsere Karteikarten aus der Kartei der SA verschwinden zu lassen. Da ich noch im Besitz der Karteikarten war, die mir der Bürgermeister Störk vorübergehend anvertraut hatte, schlug ich meinem Schwager vor, die Karten rauszuziehen und in den Ofen zu werfen. Das tat ich dann. So sind wir dann einfach aus der SA und der Partei herausgekommen. Wenn ich heimgekommen bin am Sonntag hat's geheißen: ‚Wia goht's do doba au mitem Dienschts?‘ Dann hab ich gesagt: ‚Mei lieber Ma, do wirsch noch anderscht g'schlaucht wia z' Riedlinga!‘ Das haben die geglaubt. Die hätten nicht in Ravensburg oder Schussenried nachfragen dürfen, ob wir überhaupt in der Partei sind. Mein Schwager Karl ist in Schussenried dann noch zur Reichsbahn gegangen als Zugführer. Hätte ich damals seine SA-Karteikarte nicht verschwinden lassen, dann wäre er nach dem Krieg nicht wieder als Zugführer bei der Bundesbahn eingesetzt worden.

Bis 1934 war bald niemand mehr arbeitslos. Das hat natürlich den Leuten gefallen, obwohl man der Sache nicht richtig getraut hat. Aber aus der damaligen Sicht war es richtig, daß man den Hitler immer wieder gewählt hat. Man hat ja nicht gewußt, was kommen würde. Jeder von heute hätte damals dasselbe gemacht. Der Hitler wurde bei uns gewählt mit 95, 97, 100 %. In kleineren Ortschaften, wo die Partei in Uniform im Wahllokal saß, hat man z. T. gerne offen gewählt nach der Devise: ‚I will dees zoiga, daß i fier da Hitler bin!‘ Im Ausland beneidete man uns, daß wir den Hitler hatten. Ich weiß das von einem Österreicher, der bei uns in der Kundschaft war in Friedrichshafen. Der hat immer gesagt: ‚Das ist einfach nicht richtig, daß ihr den Hitler habt, der ist doch in Österreich geboren!‘ Als 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin die verschiedenen Nationen ins Stadion eingezogen sind, haben 70 % dieser Nationen die rechte Hand erhoben zum Gruß für Hitler. Die hätten dazu keine Verpflichtung gehabt.“

A b s c h r i f t !

=====

SA der NSDAP

=====

SA-Brigade 56 (Württ.Süd)

Brigadeführer  
Abt. Pl/48 B.E.Nr. 2895/35  
Betr.: strafweise Entlassung  
aus der SA.

Bezug: - - -  
Beilagen 1 Bd.

Ulm a.D., den 26.10.35  
Basteistr. 15  
Postfach 219  
Fernsprechnummer 2685  
Pöstscheckkonto  
Stuttgart 7341

An  
Standarte 246

seith. SAM. Schlegel, 10/246

Ich verfüge mit Wirkung vom 20.10.35 die strafweise  
Entlassung aus der SA gegen seitherigen SA-Mann Wilhelm  
S c h l e g e l vom Sturm 10/246 unter Bezug auf ADC.I Art. 12.

Begründung:Schlegel fehlte in letzter Zeit regelmässig und  
ohne jegliche Entschuldigung beim SA-Dienst. Seine  
Begründung, dass er viel auswärts sei, ist absolut  
nicht stichhaltig, vielmehr steht einwandfrei fest,  
dass er die für einen SA-Mann notwendigen Voraus-  
setzungen, nämlich Kämpfergeist und Dienstfreudig-  
keit, sowie Pflichtbewusstsein nicht besitzt und  
deshalb für die SA untragbar ist.

Der zuständigen Kreisleitung ist über den Grund der Entlassung  
Mitteilung zu machen, die Entlassung ist durch die Standarte  
sofort durchzuführen.

Auf das Beschwerderecht ist Schlegel hinzuweisen.  
Ausserdem ist er auf das Gesetz vom 20.12.34 aufmerksam zu  
machen, wonach sowohl der Besitz als auch das Tragen des SA-  
Dienstanzuges verboten ist.

Der Führer der SA-Brigade 56 (Württ.Süd)  
m.B.F.b.

Unterschrift:  
(Hagenmeyer)  
Oberführer.

Wird von der Handwerkskammer ausgefüllt.

Einschreibgebühr Mk. ... bez. am ... Jahrgang: ...
Anleitungsrecht auf Grund ... Lehrlingszahl ...
a) der Meisterprüfung ... Gehilfenzahl ...
b) der Verleihung ...
Meistertitel ... befähigt am ...

Gebührenliste Nr. ....

Postfachamt Stuttgart
Konto Nr. 1448.

Girokonto:
Gewerbebank Ulm und
Städt. Sparkasse Ulm.



Von den württembergischen Handwerkskammern vorgeschriebenes Lehrvertragsformular.

Vorbemerkung: Ist der Lehrherr Innungsmitglied? nein Wann ist der Lehrherr
geboren? 5.10.95 Seit wann ist der Lehrherr selbständig? 1.1.25 Zahl der Gehilfen? 2

Lehr-Vertrag.

Zwischen dem Max Paul, Mechanikermeister
(Name und Beruf des Lehrherrn)
in Dürmentingen, Oberamts Riedlingen
dem Max Schlegel, Mühle & Elektrizitätswerksbesitzer
(Name und Beruf des Vaters oder der Mutter (unter Angabe ob sie Witwe ist) oder des Vormundes) (f. Anmerkung auf letzter Seite)

in Dürmentingen, Oberamts Riedlingen
als Vater, Mutter, Vormund des minderjährigen Wilhelm Schlegel
(Nicht Zutreffendes ist zu streichen) (Name des Lehrlings)
ist heute folgender Lehrvertrag abgeschlossen worden:

- Herr - Herr Max Paul, Mechanikermeister Hier
nimmt den - Herr Wilhelm Schlegel geboren am 18. März 1910
zu Dürmentingen, Oberamts Riedlingen
als Lehrling in sein - Herr Geschäft auf, damit dieser - Herr das Mechaniker-Gewerbe erlerne.

§ 2. - Die Lehrzeit beträgt 3 Jahre und 3 Monate. Sie beginnt am 1. Juni 1925
und endigt am 31. Mai 1928 (Vergleiche Anmerkung unten\*).

§ 3. - Ist der Lehrling während der festgesetzten Lehrzeit im ganzen länger als 4 Wochen krank oder durch Unfall
arbeitsunfähig oder aus anderen rechtmäßigen Gründen nicht im Geschäft, so steht dem Lehrherrn das Recht zu, die
Lehrzeit um die über diesen Zeitraum hinaus veräumte Zeit zu verlängern.

Wenn der Lehrling dagegen unbefugter Weise oder durch sein Verschulden der Lehre länger als 3 Tage
fernbleibt, so hat er die veräumte Zeit ganz nachzuholen.

§ 4. - 1. Der Lehrling hat zunächst eine Probezeit von zwei Monaten zu bestehen, während welcher beiden Teilen
der Rücktritt vom Lehrvertrage freisteht. - Findet in dieser Zeit der Rücktritt nicht statt, so wird die Probezeit auf die
vereinbarte Lehrzeit in Anrechnung gebracht; findet aber der Rücktritt statt, so gilt dieser Vertrag als nicht geschlossen.
In letzterem Falle erhält jedoch der Lehrherr als Entschädigung für Kost und Wohnung die ortsübliche Vergütung.

2. Das Lehrgeld beträgt Mk. ... und ist zu bezahlen am ...

3. Die Entschädigung für Kost und Wohnung beträgt Mk. ... und ist zu bezahlen am ...

4. Hinsichtlich der Berechnung des Lehrgeldes und der Entschädigung für Kost und Wohnung für die einzelnen
Lehrjahre gilt als vereinbart, daß von den festgesetzten Beträgen für das erste Jahr der Lehrzeit die Hälfte, für das
zweite ein Drittel, für das dritte ein Sechstel zu zahlen ist.

Öft sich der Lehrvertrag unter den in § 12, 15, 16 und 18 genannten Voraussetzungen vorzeitig auf, so hat
der Lehrherr nur Anspruch auf den Teil der festgesetzten Beträge, welcher nach vorstehender Vereinbarung auf die in
seinem Betriebe zugebrachte Lehrzeit entfällt.

§ 5. - 1. Der Lehrherr verpflichtet sich, den Lehrling entweder selbst oder durch einen geeigneten, ausdrücklich dazu
bestimmten Werkführer oder Gesellen nach Maßgabe des § 127 der R.G.D. durch eine dem Zweck der Ausbildung
entsprechende Anweisung und durch Beschäftigung in den in seinem Betriebe vorkommenden Arbeiten, sowie durch
Bekanntmachung mit den anderen allgemein gebräuchlichen Handgriffen des zu erlernenden Handwerks, zu einem
tüchtigen Gesellen auszubilden, ihn zur Arbeitsamkeit und zu guten Sitten anzuhalten und vor Ausschweifungen zu
bewahren, auch den gesetzlichen Vertreter desselben in Kenntnis zu setzen, wenn der Lehrling erkranken oder sittlich
verwahrlosen oder sich eigenmächtig entfernen sollte.

\* Die Lehrzeit darf bei männlichen und weiblichen Lehrlingen nicht unter 3 Jahren und nicht über 4 Jahre dauern; andere Vereinbarungen sind ungültig. Hat der
Lehrling jedoch das gleiche Handwerk bereits zum Teil in einem anderen Betriebe erlernt, so kann diese Zeit in Anrechnung gebracht werden, wenn sie nachgewiesen wird.
Hierüber ist am Schluß unter „Besondere Bestimmungen“ das Nähere zu vereinbaren. Der Nachweis hat durch Vorlage eines Zeugnisses und des Arbeitsbuchs,
sowie einer Befähigung der Handwerkskammer, in deren Bezirk der Lehrling in der Lehre war, zu erfolgen.

Einrichtung von Lehrlingen im Handwerk find nur solche Personen befragt, welche entwerber ei

erfüllungspflichtig vom Oberamt über Befähigung der Lehrherrn in Städten für

## Lehre und Ausbildung

Im Alter von 8 bis 9 Jahren baute sich Willi Schlegel sein erstes Fahrzeug. In einem Schopf war er auf zwei Vorderwagen eines veralteten Pfluges gestoßen und war so in den Besitz von 4 Holzrädern und 2 Achsen gelangt. Diese Teile hatte er auf ein Brett montiert, so daß ein richtiger Wagen entstanden war, mit dem er anschließend im Ort unzählige Male die abschüssige holprige Kiesstraße Richtung Betzenweiler hinuntersausen konnte. Wie er selbst sagt, habe er von klein an immer ein großes Interesse an jeglicher Technik gehabt. So hatte er Glück, daß ihn der Mechanikermeister Max Paul am 1. Juni 1925 in Dürmentingen als Mechanikerlehrling einstellte. Über seine Lehrzeit und seine in dieser Zeit gewachsenen Zukunftspläne sagt Willi Schlegel: „Meinem Lehrmeister habe ich gerne geholfen, auch abends über den Feierabend hinaus. Wenn ich morgens bälde kommen mußte, das hat mir nichts ausgemacht. Es war für mich eine Freude, wenn ich mitdenken und mitarbeiten konnte. Ich bin ihm heute noch dankbar, was ich bei dem alles gelernt habe. Er war ein Tüftler und ein Erfinder ersten Ranges. Pauls Betrieb befaßte sich mehr mit dem Maschinenbau. An sich hat mir das gefallen, aber meine Berufspläne gingen mehr in Richtung Automechaniker. Nir-

gends gab es bei uns in der Gegend Automechaniker, aber ich wußte, daß der Beruf in der Großstadt schon da war. Ich fand heraus, daß es in Düsseldorf eine Kraftfahrzeugschule gab, die ich für ein halbes Jahr besuchen wollte. Mein Vater war mit meinen Plänen einverstanden, erklärte mir aber, er habe kein Geld und ich solle mir das Schulgeld selber verdienen.“

Willi Schlegel ist in Sachen Geldbeschaffung findig. Er erzählt: „Meine Großmutter bewohnte in Riedlingen in der Kastanienallee ein kleines Haus. Da habe ich an einem Markttag gesehen, daß einige Bauern, die mit dem Fahrrad nach Riedlingen gekommen waren, bei ihr ihre Räder untergestellt hatten. Ich sagte: ‚Großmutter, könnten nicht wir zwei eine Fahrradaufbewahrung aufmachen? Da kommen ja Hunderte von Radlern. Die schieben den ganzen Tag das Fahrrad vor sich her. Die Polizei schimpft schon über die Behinderung der Leute durch die Fahrräder.‘ Meine Großmutter willigte ein. Ich sprach dann anschließend noch mit einem Polizisten, den ich gut kannte. Der meinte: ‚Willi, das machst du. Da wären wir so froh, wenn da eine Fahrradaufbewahrung wäre, zu der wir die Bauern mit ihren Rädern schicken könnten!‘

Der erste Markt war nicht schlecht. Wir haben vielleicht 30 bis 40 Mark eingenommen. Jedes Fahrrad kostete grundsätzlich 20 Pf. Das war schon

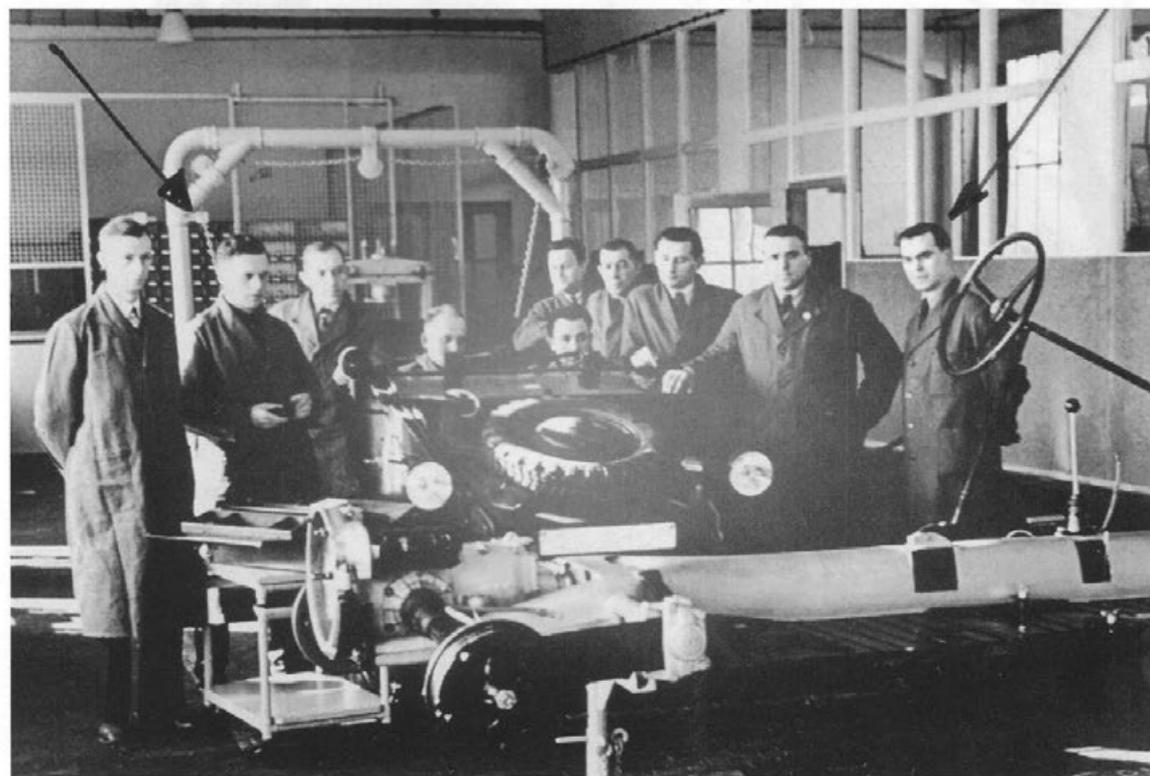
*Willi Schlegels Großeltern Gustav Marquart und Anna Maria Marquart mit ihrer Tochter Berta vor ihrem Haus in der Kastanienallee in Riedlingen, 1925.*

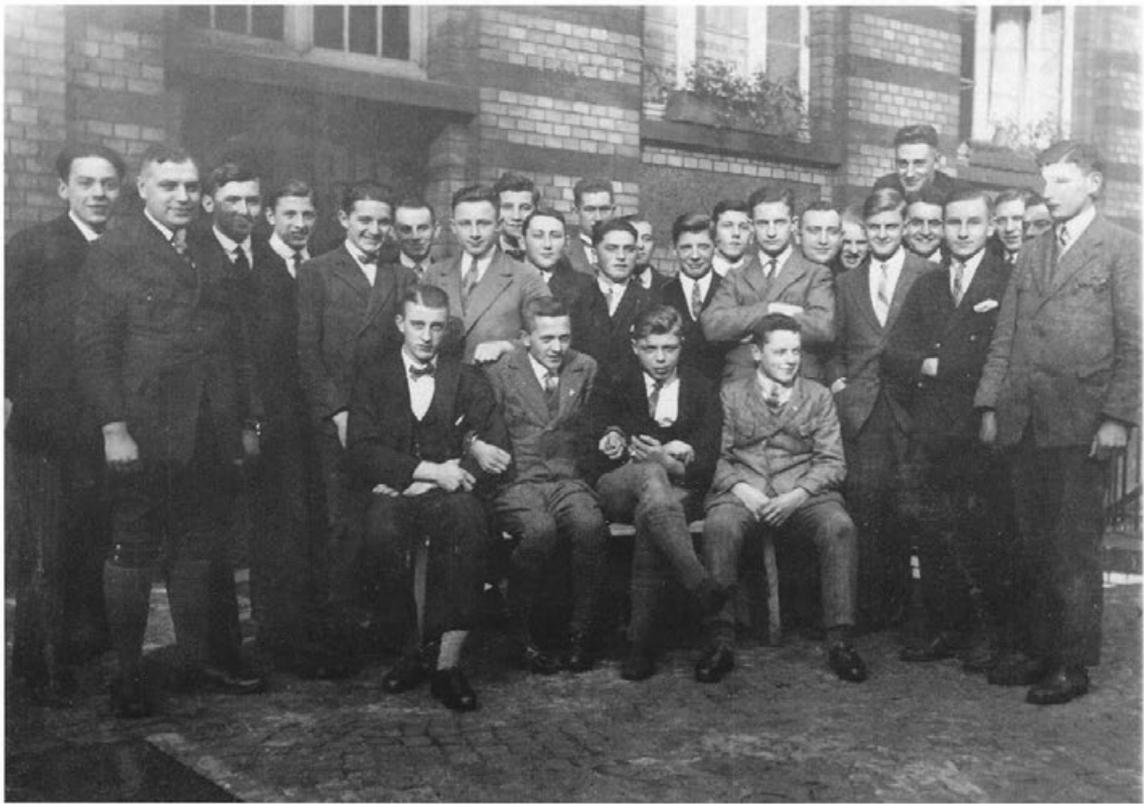




*1936 arbeitete Willi Schlegel einige Monate bei der Firma Ford in Köln.*

*Willi Schlegel 1940 als Soldat in der VW-Kundendienstschule in Wolfsburg.*





1928/29: Kraftfahrzeug-Mechaniker-Schule Düsseldorf, Willi Schlegel, sitzend, ganz rechts, stehend Gijs van Amerfoort, 8. von links.

ein halber Stundenlohn. Der Motorradfahrer zahlte 30 Pf und der Autofahrer 40 Pf. Mehr als vier bis fünf Motorräder und zwei bis drei Autos kamen allerdings nie. Den Gewinn haben sich meine Großmutter und ich zur Hälfte geteilt.

Am größten Markt, am Gallusmarkt, habe ich dann noch die Werbetrommel gerührt für unseren Platz. Schon morgens um einhalb sechs Uhr war ich in Riedlingen. Ich hatte aus alten Leintüchern, die mir meine Mutter gegeben hatte, ein Transparent hergestellt, das ich in Riedlingen über die Hauptstraße spannte. Bis um 7 Uhr war alles fertig. Dann kamen die ersten Fahrräder. An diesem Tag habe ich sage und schreibe so viel Geld eingenommen, daß ich mir dafür ein Fahrrad hätte kaufen können. Das habe ich aber nicht getan, sondern habe gespart, bis ich so viel hatte, daß ich damit von Ende 1928 bis Mitte 1929 die Deutsche Kraftfahrzeugschule Düsseldorf bezahlen konnte.“

Als Willi Schlegel dann in Düsseldorf mit etwa 40 zukünftigen Klassenkameraden vor dem Sekretariat der Schule stand, um sich anzumelden, da sah man ihm an, daß er aus ärmlichen Verhältnissen kam: Die Ärmel und die Hosenbeine seines einzigen Anzuges waren zu kurz. Plötzlich trat ein gut gekleideter Herr auf ihn zu, der ihn schon eine Weile aus einiger Entfernung beobachtet hatte. Er wollte von ihm wissen, wo er wohne. „Ich hab‘

noch nichts Festes“, antwortete Willi Schlegel. Darauf wollte der Herr wissen, wieviel Geld ihm nach Abzug des Zimmers und des Schulgeldes noch zur Verfügung stünde. Schlegels Antwort: „Überhaupt nichts! Ich hab‘ bloß 700 Mark für Kost und Logis und 200 Mark für die Schule.“ Da meinte der Herr: „Mein Sohn hat sich heute ebenfalls an dieser Schule angemeldet. Er braucht, wie Sie, ebenfalls ein Zimmer in Düsseldorf. Sie könnten doch mit meinem Sohn zusammenwohnen, dadurch wird das Zimmer für jeden billiger. Ich wünsche, daß mein Sohn nicht mehr verbraucht für sich, als Sie das können.“ Nachdem sich die jungen Männer bekannt gemacht hatten, bezogen sie ein gemeinsames Zimmer in der Karlsstraße 1. In dem Raum gab es nur ein Bett und ein kurzes Sofa, auf dem man sich nicht ausstrecken konnte. Tat man es dennoch, dann baumelten die Unterschenkel über das Sofaende herab. So wechselten die beiden jungen Männer allwöchentlich ihre Lagerstatt. Das Zimmer hatte keinerlei Luxus. Es hatte nicht einmal eine Heizung. Gerade der Winter 1928 auf 1929 war einer der kältesten. Bei Tag war es unmöglich, sich in diesem eiskalten Raum aufzuhalten, darum erhielten die jungen Männer von der Vermieterin die Erlaubnis, in ihrem Wohnzimmer zu lernen. Mit der Zeit ging ihr aber dieser Dauerbesuch auf die Nerven und sie besorgte ihren Mietern Theaterkarten,

# Prüfungs-Zeugnis

Schlegel, Willi, in Ravensburg  
geboren den 18. März 1910 zu Dürmentingen/Kr. Riedlingen,  
hat heute bei der

## Meister-Prüfung

im Kraftfahrzeug-Gewerbe  
(Meister des Kraftfahrzeughandwerks)  
folgende Noten erhalten:

- |  |  |              |
|--|--|--------------|
| 1. Meisterstück . . . . .                  |  | 2 (gut)      |
| bez. Arbeitsprobe . . . . .                |  |              |
| 2. Fachkenntnisse . . . . .                |  | 2 (gut)      |
| 3. Buchführung und Gesetzeskunde . . . . . |  | 1 (sehr gut) |

Somit ist die Prüfung im Ganzen mit gutem Erfolg bestanden

Der Geprüfte ist dadurch zur Führung des Meistertitels berechtigt,  
wenn er das vierundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hat.



Zur Beurkundung

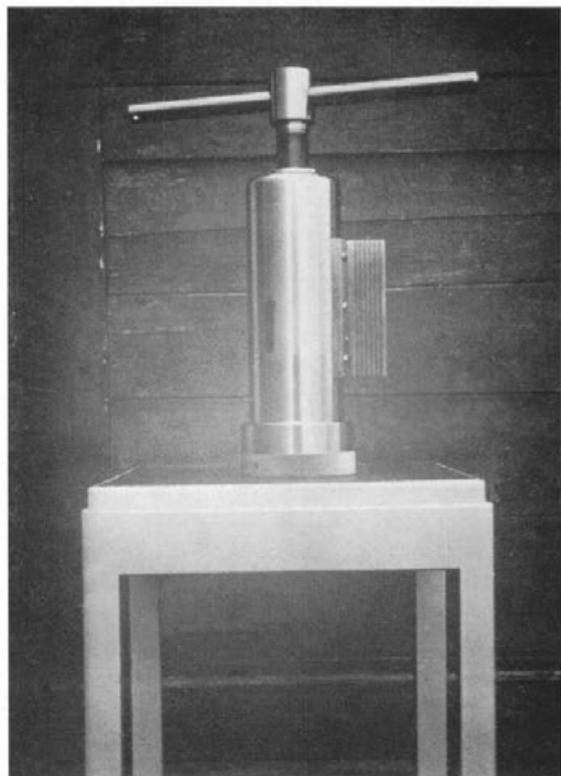
Meisterprüfungskommission:

Der Vorsitzende: *H. Falck*  
Die Beisitzer: *L. Schmidt*  
*A. Räncke*  
*M. Eberhardt*  
*L. Hegerl*

### Zeugnisstufen:

- |                      |     |
|----------------------|-----|
| sehr gut (sgt)       | = 1 |
| gut (gt)             | = 2 |
| genügend (gn)        | = 3 |
| nicht genügend (ngn) | = 4 |

In jedem der drei Hauptteile muß die Note 3 (genügend) erreicht  
sein, sonst gilt die Prüfung als nicht bestanden.



*Willi Schlegels Meisterstück 1936, eine Federspannvorrichtung in Dürmentingen, sein Arbeitsplatz war aber in Ravensburg.*

um sie abends wenigstens ab und zu loszuwerden. Die Karten brauchte sie nicht kaufen. Ihr Mann erhielt sie in seinem Tabakgeschäft gratis von den Theatern, die in seinem Schaufenster dafür mit Plakaten werben durften. Mit diesen Freikarten saßen die jungen Leute allerdings auf den schlechtesten Plätzen. Willi Schlegel und sein Zimmerkollege Gijs van Amersfoort hatten alle Mahlzeiten bei ihrer Vermieterin. Das Essen war knapp bemessen. Die Vermieterin zeigte ihren Kostgängern, wie man das Messer halten müsse beim Brote schmieren, um so wenig Fett wie möglich zu verbrauchen, und sie überwachte die Einhaltung ihrer Anweisung. Ebenfalls in der Karlsstraße 1 wohnte ein etwa 30 Jahre alter Holländer, der eine Ausbildung machte als Taxifahrer. Ständig war er mit Block und Bleistift unterwegs in Düsseldorf, um sich alle Straßen und Stadtteile einzuprägen. Um sich zu bewegen und etwas Unterhaltung zu haben, begleiteten die beiden jungen Männer den angehenden Taxifahrer und Willi Schlegel meint, er wisse heute noch die Straßenzüge samt Hausnummern und auch alle Straßenbahnlinien des damaligen Düsseldorf.

Nach Beendigung der Schule erschien der Vater seines Schulkameraden und holte seinen Sohn Gijs ab. Er bat Willi Schlegel, doch für 2 Wochen mitzukommen nach Utrecht in Holland. Er sei eingeladen. Willi Schlegel staunte nicht schlecht über das



*Willi Schlegel 1941 im 2. Weltkrieg in der Kraftfahr-Ersatzabteilung in Villingen.*

große Auto, das der Gastgeber fuhr. Noch mehr wunderte er sich, als er das Haus der van Amersfoorts in Utrecht sah. Es war eine Villa. Der Gastgeber, ein wohlhabender Autohändler, nahm Willi Schlegel beiseite und erzählte ihm, warum er seinen Sohn mit so wenig Geld in Düsseldorf zurückgelassen hatte. Der Grund sei gewesen, daß seine Frau den Sohn vollkommen mit Geld verwöhnt habe. Um ihm einmal zu zeigen, daß man auch mit weniger Geld auskommen könne, habe er ihn von zu Hause weggeschickt. Bei ihm, dem armen Mitschüler, habe er viel lernen können. Willi Schlegel nahm an mehreren Autoreisen durch Holland teil und wurde reichlich bewirtet. Er erhielt auch Geld, das er für sich verbrauchen konnte.

Nach Dürmentingen zurückgekehrt, wurden die Briefkontakte nach Holland immer weniger und als der Krieg kam, rissen sie ganz ab.

### **Beruflicher Werdegang**

1936 fand Willi Schlegel eine Anstellung bei der Firma Autosommer in Ravensburg. Er berichtet:

- „Ich hab angefangen mit folgenden Vorsätzen:
1. Ich bleibe drei Jahre bei der Firma.
  2. Ich werde niemals krank sein – und wenn, daß ich das außerhalb der Arbeitszeit mit dem Arzt regeln kann.



*Willi Schlegel als Fahrlehrer in Villingen 1941.*

3. Ich werde einer Zahnbehandlung wegen niemals von der Arbeit wegbleiben.
4. Ich werde immer 10 Minuten vor Arbeitsbeginn im Betrieb sein.
5. Ich werde niemals zum Chef gehen und sagen, ich möchte mehr Lohn.

Alle diese Vorsätze habe ich eingehalten und ich bin drei Jahre bei der Firma gewesen. Nach drei Jahren hatte ich mich zum Meister hochgearbeitet und hatte außerdem den höchsten Lohn im Betrieb, ohne daß ich einmal um Lohnerhöhung nachgefragt hatte. Meine Meisterprüfung als Kfz-Mechaniker habe ich am 17. März 1937 bei der Handwerkskammer Ulm a. D. abgelegt.“

### **Ein Volk wird organisiert**

Kraftfahrzeugmechaniker, die sich weiterbilden wollten, wurden im 3. Reich von der Deutschen Arbeiterfront, abgekürzt DAF, zu Fortbildungskursen an große Autofabriken wie Ford in Köln, Deutz oder Opel, Rüsselsheim, vermittelt. Die Betriebe mußten dann ihre Mitarbeiter für die Dauer von 3 Monaten freistellen.

Dazu meint Willi Schlegel: „Die Firma hat es nicht so gern gesehen, aber für mich war es eine tolle Sache. Ich bin zur Firma Ford nach Köln. In Köln war mein Bruder Georg und bei dem habe ich gewohnt. In der Fabrik habe ich für 50 Pf zu Mittag gegessen. Abends habe ich im Haus des deutschen Handwerks gegessen. Ich hatte in den Fordwerken die Chance, durch alle Abteilungen zu kommen, z. B. in die Reparaturabteilung, die Austauschabtei-

*1948: Willi Schlegel neben seinem Fahrschulauto.*





*Willi Schlegels neues Haus in Riedlingen 1950.*

*Lehrraum der Fahrschule von Willi Schlegel, 1955.*





*Fahrzeuge: Opel Olympia, alle gleich, evtl. von 1955. Von 1948 bis 1975 wurden 10080 Fahrschüler ausgebildet.*

lung, die Kundendienstschule und die Fabrikation. Besonders hat mich das Fließband interessiert. Ich wollte das vor allem bei Ford sehen, weil die Firma Ford damals noch vollkommen amerikanisch arbeitete. Es gab zum Beispiel keinen Akkord-, sondern nur Stundenlohn. Das Arbeitstempo war enorm streng. Wenn es zu streng wurde, konnte man sich beschweren. Die DAF hat sich hinter die Arbeiter gestellt, so daß diese nicht wegen einer Beschwerde drangsaliert oder entlassen wurden. Das hat der Firma Ford natürlich nicht gefallen, daß sich in diesen Fragen die Partei über die DAF eingemischt hat. Für die Arbeiter war die DAF schon eine tolle Sache. Genauso die Organisation

Kraft durch Freude (KDF). Da konnten sich alle melden, die in Arbeit standen. Man konnte nach Helgoland reisen, später nach Österreich in die Alpen. Vorher sind Arbeiter niemals aus der Gemeinde rausgekommen oder selten. Da waren doch die Leute begeistert, als sie das alles mitmachen konnten. Natürlich wurde man dadurch etwas verblendet, und man hat überhaupt nicht geahnt, daß das ganze einmal in einem Krieg enden würde. Uns wäre auch lieber gewesen, wenn man gleich die Wahrheit erfahren hätte. Wir haben gewußt, daß die NSDAP gegen die Juden war, aber daß sie alle in Konzentrationslager kommen sollten, haben wir nicht gewußt.“